Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 21. Dezember 1885.

Nr. 51. IX. Jahrg.

Inhalt: Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Levysohn. — Vom internationalen Geldmarkt. Von Max Neustädter. — Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848). Von Ferd. Falkson: Die Landsmannschaft und der Lehrkörper. — Nordenskiölds Weltschöpfungs-Idee. Von M. Wilhelm Meyer. — Die Menzel-Ausstellung. Von Dr. Franz Joachim. — Musik und Moral. Von Heinrich Ehrlich. — Silhouetten aus der Berliner Gesellschaft. Von Ulrich Frank: Die Enthusiastin — der Parvenu. — Gesellschaftliche Strafpredigten. Von Oskar Baumann: „O bitte, das thut ja nichts!" — Theater. Von Otto Neumann-Hofer: Ein Weihnachts-Rückblick. — Musikalische Glossen. Von Alexander Moszkowski: Hanslicks Musikkritik. — Militärleben. Von Alex. Baron von Roberts: Aus der Art. — Zwei Genossen. Weihnachts-Erinnerung von Max Brauer. — Vom Weihnachtsbüchertisch. — Etceteras.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

An unsere Leser.

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal des neunten Jahrgangs vom „Deutschen Montags-Blatt". In der ganzen Zeit seines Bestehens hat diese politisch-literarische Wochenschrift die Genugthuung gehabt, sich von der Gunst der Lesewelt getragen zu sehen, und so können Redaktion und Verlag auch jetzt, beim Eintritt in den neuen Jahrgang, durch die reiche Anerkennung, welche ihr Unternehmen gefunden, sich nur angespornt fühlen, in den Anstrengungen, welche sie bisher gemacht, nicht zu erlahmen.

Außer den Beiträgen unserer regelmäßigen Mitarbeiter liegen bereits eine Reihe sehr interessanter Artikel oder Zusicherungen solcher für die nächsten Quartale von Schriftstellern vor, die theilweis schon zu den gefeiertsten unserer modernen Autoren gehören: Karl Blind, Alexander Baron Roberts, M. Wilh. Meyer, Otto Roquette, P. K. Rosegger, H. Villinger, E. Vely, Gerhard Rohlfs, Hedwig Dohm, A. Weber, F. v. Holtzendorff, Oscar Blumenthal, Konrad Telmann, Maximilian Bern, Ferd. Groß, Hugo Klein, Hermann Sudermann, Hermann Heiberg, Otto Brandes, Peschuël-Lösche, Franz und Paul v. Schönthan, Albert Träger, Emil Schiff, Sara Hutzler, Wilhelm Raabe, Woldemar Kaden, B. Oulot, Emil Peschkau, H. Schwarzkopf, Carlos von Gagern, M. von Ebner-Eschenbach, Schmidt-Weißenfels, W. Wyl, um nur Einige zu nennen, werden dem neunten Jahrgange des Deutschen Montags-Blattes besondere Anziehungskraft verleihen.

Im Laufe des nächsten Quartals erscheinen an größeren novellistischen Arbeiten u. A.:

Alexander Baron Roberts: Militärleben.
Karl Wartenburg: Wenn Frauen alt werden.
Heinrich Ehrlich: Ein Hazardspiel der Gefühle.
A. Weber: Stickluft.

Außerdem aber werden die kolonialpolitischen Aufsätze von Gerhard Rohlfs und die politischen Erinnerungen Dr. F. Falksons aus den vormärzlichen Tagen Königsbergs fortgesetzt und zu Ende geführt.

Der Abonnementspreis bleibt pro Quartal auf 2,50 Mark normirt. Alle **Postanstalten** des deutschen Reiches, sowie sämmtliche **Buchhandlungen des In- und Auslandes** nehmen jederzeit Abonnements-Bestellungen entgegen.

Redaktion und Verlag
des „Deutschen Montags-Blattes".

Sonntags-Telegramme.

Hm. **Wien**, 20. Dezember, 9 Uhr 55 Min. Vorm. Sämmtliche Vertreter der Großmächte in Sofia fragten gestern bei der bulgarischen Regierung an, ob dieselbe die Beschlüsse der Militärkommission unbedingt annehmen werde. Minister Zanow antwortete, Bulgarien unterwerfe sich der Kommission, in der Erwartung, dieselbe werde die sofortige Räumung des Widdiner Gebietes und das Verbleiben der Bulgaren in Pirot bis zum Friedensschluß beschließen. Bis Mittwoch wird die Beendigung der Arbeit der Kommission erwartet. Madjid Pascha ist gestern mit Karawelow und Zanow in Pirot eingetroffen; eine bulgarisch-türkische Verständigung wegen Ostrumeliens wird baldigst erwartet. Graf Khevenhueller ist heute nach Nisch gereist.

W.T.B. **Cattaro**, 19. Dezember. Nach hier eingegangener Nachricht hat Montenegro in Folge der Zusammenziehung türkischer Trupen in der türkischen Krajna drei Bataillone an die Grenze nächst Antivari abgehen lassen.

Hm. **Wien**, 20. Dezember, 12 Uhr 10 Min. Vorm. Graf Taaffe ist seit vorgestern erkrankt; man befürchtete Blattern, Professor Nothnagel diagnostizirte jedoch eine Halsaffektion. Heute ist das Fieber mäßig, das Allgemeinbefinden besser.

W.T.B. **Wien**, 20. Dezember, Vorm. 11 **Uhr 15 Min. Privatverkehr.** Oest. Kreditaktien 294,75. Geschäftslos.

Politische Wochenschau.

Von Arthur Levysohn.

Der Reichstag ist in die Weihnachtsferien gegangen, nachdem er im Geschwindschritt und ohne einen der sonst landesüblichen heftigen Zusammenstöße das Heeres-Budget erledigt hatte. Die seltsamen Gerüchte über mögliche Auflösungspläne, welche im Busen der verbündeten Regierungen schlummern sollen, finden kaum irgendwo ernstliche Beachtung. Die Drohungen einzelner inspirirter Preß-Organe, man werde, wenn sich das Parlament anläßlich des Branntwein-Monopols gar zu ungeberdig erweise, einfach die Frage des Militär-Septennats vorzeitig auf die Tagesordnung setzen, um dann mit Hilfe dieses „nationalen" Instrumentes durch einen Appell an die Wählerschaft eine „bessere" Zusammensetzung der Volksvertretung im Sinne der verbündeten Regierungen zu erzielen, diese Drohungen gehören zu der Klasse jener politischen Luftspiegelungen, von denen der Berliner zu sagen gewohnt ist: Bange machen gilt nicht.

In der That scheint für den Moment die Einigkeit der verbündeten Regierungen in gewissen Angelegenheiten fragwürdiger zu sein, als dem Reichskanzler lieb sein darf, der ja bekanntlich in neuerer Zeit den Bundesrath, als Verkörperung der verbündeten Regierungen, als den wahren Jakob und getreuen Eckart des Reichseinheits-Gedankens aufgefaßt wissen will. Ganz abgesehen davon, daß die Branntwein-Monopol-Ideen, nach dem Rezept des französischen Professors Alglave, den mit Reservatrechten ausgestatteten Bundesgenossen einen Verzicht an königlichen Prärogativen zumuthet, der von den Interessenten schwerlich leichten Herzens bewilligt werden mag, abgesehen davon, scheint in diesem Augenblick die Temperatur des Bundesraths für die Präsidialmacht nicht allzu angenehm zu sein. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit in den deutschen, überseeischen Schutzgebieten sollte nach dem ursprünglichen preußischen Antrage ausschließlich durch kaiserliche Verordnung geregelt werden. Die verbündeten Regierungen, deren Beispiel Fürst Bismarck so gern ins Feuer führt, wenn es gilt, angebliche Machtgelüste des Reichstages zurückzuweisen, schienen aber der Meinung zu sein, daß die kaiserliche Gewalt in so absoluter Weise eine Stärkung nicht erfahren dürfe und so mußte es der Reichskanzler über sich ergehen sehen, daß seine intimsten Bundesgenossen ihn im Stiche ließen, indem sie einen Beschluß faßten, nach welchem der Erlaß kaiserlicher Verordnungen über die Kolonialgerichtsbarkeit von der vorherigen Zustimmung des Bundesraths abhängig gemacht wurde.

Das war für den Reichskanzler ein gar nicht mißzudeutender Wink mit dem Zaunpfahl und wenn die letzte kaiserliche Botschaft an den Reichstag, deren räthselhaftes Auftauchen noch immer eines autorisirten „Weisen Daniels" harrt, wirklich die Absicht hatte, den verbündeten Regierungen die Besorgniß zu benehmen, als könnten sie durch eine imaginäre „Reichsregierung" jemals in ihren Rechten verkürzt oder in ihrer Souveränetät gekränkt werden, so hätte die letzte bundesräthliche Abstimmung erwiesen, daß auch diese Botschaft „verlorene Liebesmüh" gewesen, da die verbündeten Regierungen strikte darauf halten, die kaiserliche Autorität selbst in überseeischen Gebieten nicht durch neue Vollmachten zu vergrößern.

Freilich beide Gewalten, der Bundesrath und die Präsidialmacht, sind darin einig, der Volksvertretung bei solchen Akten der Gesetzgebung, welche sich auf die Kolonial-Gerichtsbarkeit beziehen, keinerlei Stimme im Kapitel zuzuerkennen. Dem Reichstage sollen dergleichen Verordnungen nur „zur Kenntnißnahme" mitgetheilt werden; höchstens, daß es ihm unverwehrt bliebe, die nöthigen Geldmittel zu bewilligen, falls mit dieser kolonialen Verordnungsthätigkeit irgend welche Ausgaben verknüpft wären. Als Geldbewilligungsmaschine soll die Volksvertretung nach wie vor ihre Pflicht uneingeschränkt erfüllen dürfen.

Allein daß auch dieses Vorrecht des Reichstages zu Zeiten sehr unbequem werden kann, für Regierungen nämlich, denen nicht viel daran liegt, sich der Willensmeinung des Volkes und seiner Erwählten anzubequemen, das beweisen eben jetzt die parlamentarischen Vorgänge in Frankreich, die sich gleichfalls lediglich auf kolonialpolitische Dinge beziehen. Freilich handelt es sich dabei auch um Tonking, d. h. um eine kriegsmäßige Expedition, welche schon ungeheure Opfer an Geld und Blut erfordert hat und die soeben noch neue Anforderungen an den ziemlich erschöpften Geldbeutel des französischen Steuerzahlers stellt. Es sind gewissermaßen zwei Weltanschauungen, die sich bei diesem Anlaß in der Pariser Deputirtenkammer feindlich gegenüberstehen.

Die eine stützt sich auf die überlieferte Auffassung von der Fahnenehre der Nation, die durch den angesonnenen Verzicht auf die einmal gemachten Eroberungen, nicht dem Spott und dem Gelächter der Welt preisgegeben werden dürfe. Diese Auffassung betrachtet alle die peinlichen und kostspieligen Ereignisse, deren Schauplatz Tonking gewesen, lediglich vom Standpunkte des militärisch point d'honneur, wie er bis heutigen Tagen in allen Armeen der Welt volle Giltigkeit besitzt.

Die andere Art, die irdischen Dinge zu betrachten, ist weit mehr materieller und realistischer Natur. Ihr steht das kaufmännische „Soll und Haben" der Nation in erster Reihe. Ihre Bekenner pfeifen auf den Begriff der Fahnenehre und des nationalen Prestiges in fernen Welttheilen. Sie anerkennen in ihrer naturalistischen Anschauung nur das, was greifbare Vortheile und pekuniäre Ergebnisse für Land und Volk zu zeitigen im Stande ist. Diese Auffassung ist als Absagebrief an die bisherige idealistische Bedeutung des Staatsbegriffs zu betrachten und man darf gespannt darauf sein, welche von beiden Lehrmeinungen schließlich in der französischen Volksvertretung den Sieg davon tragen wird; denn auch wenn die Existenz des Ministeriums Brisson nicht von der Entscheidung abhinge, ist es von hohem Werth für die Nachbarn, diese Wandlung in der Ansicht von der ethischen Bedeutung des Staates mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Daß solche Wandlungen übrigens heut zu Tage in politischen Dingen nicht gar so selten, das beweist — wie s. Z. die Bekehrung des Fürsten Bismarck vom Manchester-Mann zum Staatssozialisten — neuerdings die Umkehr Gladstones, der eine ganze Oberhaut altenglischer Vorurtheile abstreifen mußte, um zu jenen irischen Vorschlägen zu gelangen, mit denen er sich plötzlich auf die Seite der Parnelliten und Homeruler gestellt hat. Die von dem alten Whig befürwortete Schaffung eines irischen Sonder-Parlaments muß als der erste Schritt zu jenem dualistischen System betrachtet werden, welches in Oesterreich-Ungarn zu so zweifelhafter Blüthe gelangt ist. Für Irland mag das Lokal-Parlament vielleicht nachgerade eine Unentbehrlichkeit geworden sein; für das Gesammtreich läge darin eine Schwächung, welche sich namentlich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik alsbald auf das Empfindlichste fühlbar machen müßte.

In Wien und Budapest weiß man im Regierungslager ein Lied davon zu singen. Die tausend und eine Methoden, welche versucht werden mußten, um die widerstrebenden Neigungen der beiden Parlamente in den Delegationen unter einen Hut zu bringen, werden wohl eines Tages ihren Homer finden. Für jetzt genügt es, auf die Schwierigkeiten hinzudeuten, welche gerade durch den Dualismus für die Regelung der schwebenden Balkanfragen erwachsen, angesichts des unverhohlenen Mißtrauens, mit welchem die Ungarn die freundnachbarliche Einigung beobachten, die durch das Drei-Kaiserverhältniß zwischen dem Czaren und dem Kaiser Franz Joseph hergestellt wurde. An die ehrliche Festsetzung der Demarkationslinie zwischen russischem und österreichischen Einfluß auf dem Balkan wollen die Magyaren noch immer nicht recht glauben, und die Pforte scheint diese ungarischen Thomasse für maßgebender zu halten, als sie es zur Zeit sind. Anders ist die verspätete Ermannung kaum zu erklären, welche den Sultan jetzt von den Mächten ein Mandat zum Einmarsch in Ostrumelien verlangen läßt, zu dem er sich mittlerweile genügend vorbereitet hält. Es ist indeß zu besorgen, daß die Türkei bei dieser Gelegenheit intime Bekanntschaft mit dem deutschen Dichterwort wird machen müssen:

„Was Du von der Minute ausgeschlagen.
Bringt keine Ewigkeit zurück!"

Gesellschaftliche Strafpredigten.

Von
Oskar Baumann.

„O, bitte, das thut ja nichts!"

Die Redensart ist wie ein durch konventionelle Rücksichten gebotenes Kleid; wir legen es bei gewissen Gelegenheiten an, weil es einmal so Gebrauch ist, aber im Hause genirt es uns. Wenn wir uns im eigenen Heim nicht einmal bequem so geben können, wie wir wirklich sind, dann erscheint uns die Phrase als Unwahrheit, die uns schwer über die Lippen will.

Meine Frau und ich sind beide sparsam, müssen es auch sein. Zu unseren liebsten Vergnügungen gehört der Theaterbesuch; er ist nur ein wenig theuer, denn aus Rücksicht auf meine Stellung als Beamter nehmen wir gute Plätze, erstes Parquet, dritte Reihe.

Der Erste des Monats ist da, und ich fühle mich wieder einmal als Nabob. „Halt," denke ich, „heute wird ins Theater gegangen; wollen doch sehen, was es giebt!" — Herrlich, „Die zärtlichen Verwandten" mit der Frieb. Das haben wir uns schon längst gewünscht!

Mit zwei Parquetbillets in der Tasche wandere ich seelensvergnügt nach Hause. Meine Frau freut sich natürlich ebenfalls sehr auf den Abend und äußert besorgt: „Wenn nur Niemand kommt!" — „Ach," sage ich, „Unsinn! Wer soll denn kommen bei diesem Hundewetter?"

Wir machen uns zum Ausgehen fertig, meine Frau setzt vor dem Spiegel ihren Hut auf und ich lege die Sicherheitskette vor die Hinterthür.

Da — mit einem Male klingelt es — ich ahne Besuch, öffne und richtig! Mein Büreau-Chef nebst Frau Gemahlin!

Die Ankommenden sehen meine Frau im Hut und mich im Ueberrock, und rufen ganz logisch: „Ach, wir stören Sie, Sie wollten gewiß ausgehen."

Unsere artige Erwiderung ist natürlich: „O, bitte, das thut ja nichts, legen Sie doch gefälligst ab."

Und siehe da, sie blieben in der That. Ach, meine schönen Billets!

Am Vormittag hat mein Schwager uns ein Schock Oderkrebse geschickt, und wir freuen uns Beide, unserem Besuch eine derartige Delikatesse vorsetzen zu können. Die rothgesottenen Schaltthiere kommen auf den Tisch, und meine Frau beeilt sich, den Gästen zu erzählen, auf welche Weise wir in den Besitz eines solchen Leckerbissens gekommen sind. Sie könnten ja den ungeheuerlichen Gedanken fassen, wir verstiegen uns auf eigene Kosten zu solchem Luxus! Die Gäste lächeln huldvoll, und lassen es sich zu unserer Freude gut schmecken.

Ich bin nun zwar ein leidenschaftlicher, aber kein geübter Krebsesser, ebenso meine Frau. Wir quälen uns mühselig mit dem ersten Exemplar ab, während unsere Gäste ordentlich aufräumen. Ich traue meinen Augen kaum, aber es ist so, es befinden sich nur noch drei kleine, unansehnliche Krebse in der Schüssel; ich bin darob ganz verblüfft.

Mein Vorgesetzter scheint heute sein Leibgericht vor sich zu haben; in raffinirter Weise hat er erst alle Scheeren und Schwänze herausgepellt, sich dann tüchtig Krebssauce und Kartoffeln genommen, kaut mit beiden Backen, klopft mir auf die Schulter und sagt: „Die Krebse sind herrlich, wir essen Ihnen Alles auf."

Wenn ich nun meine wahre Meinung sagen wollte, so müßte ich erwidern: „Ja, das sehe ich, Sie unbescheidener Mensch!" — so aber sage ich höchst verbindlich: „O, bitte, das thut ja nichts; wenn es Ihnen nur schmeckt."

Jetzt will er sich noch etwas Sauce nehmen, sieht sich aber beim Schöpfen um und gießt den halben Inhalt der Sauciere auf das Tischtuch.

Wir springen auf, dabei gießt der Herr die Sauciere vollends um! Ich sehe verstohlen meine Frau an, ein verrätherisches Zucken spielt um ihre Mundwinkel — sie hat ihr einziges Damastgedeck, unseren Gästen zu Ehren, aufgelegt. Die arme, kleine Frau, sie weiß sehr gut, daß Krebssaucen-Flecke unvertilgbar sind, trotzdem aber sagt sie freundlich: „O, bitte, das thut ja nichts, das geht beim Waschen ja alles wieder heraus."

Wir sind mit dem Essen fertig, es wird abgeräumt, und unsere Gäste äußern den Wunsch, in der „Germania von Scherr" zu blättern, die gerade auf einem Seitentischchen liegt. Wir haben uns das Werk allmälig in Lieferungen angeschafft und sind sehr stolz darauf. Die Frau meines Chefs ist ein wenig heftig, sie schlägt eine Seite um und — reißt eins der schönsten Vollbilder mitten durch. Sie sieht erschrocken auf: „Ach Gott, wie schade, ich konnte wahrhaftig nichts dafür!" „So sehen Sie sich doch vor!" schwebt mir auf der Zunge; über die Lippen kommt es sanft und tröstend: „O, bitte, das thut ja nichts!"

Endlich machen die Leute Miene, aufzubrechen, ich begleite sie devotest die vier Treppen hinunter und kehre zu meiner Frau zurück! Trotz ihrer Sanftmuth kann sie sich in der Einsamkeit unseres Schlafkämmerleins nicht enthalten, zu seufzen: „Sie hätten sich auch einen andern Tag aussuchen können." „Sei gut, Lottchen," erwidere ich, „die Theaterbillets sind verfallen, aber es thut ja nichts. Mein Chef kann mir doch einmal nützlich sein."

Ich vergrabe mich in meine Kissen mit dem angenehmen Bewußtsein, an demselben Abend ungefähr ein halb Dutzend Mal und zuletzt gar meiner lieben Frau gegenüber gelogen zu haben. „Aber das thut ja nichts, es sind nur kleine Unwahrheiten ohne Bedeutung." Und mit diesem Versuch, mich schließlich selbst zu belügen, schlafe ich ein.

Vom europäischen Geldmarkt.

Von **Max Neustädter.**

[Die neue Diskonterhöhung der Bank von England. — Der Preisfall des Silbers. — Die österreichische Valuta. — Das Ergebniß der ungarischen Rentenkonversion. — Die neue russische Anleihe.]

Die abgelaufene Woche hat wiederum eine Diskontoerhöhung der Bank von England gebracht — die zweite Maßregel der genannten Art innerhalb weniger Wochen. Die am 12. November unter dem Einflusse der fortdauernden Geldentziehungen, denen man einen Riegel vorschieben wollte, ins Werk gesetzte Höherschraubung der Bankrate hat ihren Zweck nicht erfüllen können; der Gelderport nach dem Auslande hat nach wie vor fortgedauert. Man würde fehlgehen, wenn man die Situation, in welcher die Bank von England sich befindet, als eine Folge der durch monetäre Maßregeln hervorgerufenen Verhältnisse bezeichnen wollte. Eine durch die Goldwährungspolitik der in Frage kommenden Staaten hervorgerufene internationale Goldknappheit ist keineswegs die Ursache des Goldabschlusses aus England und der damit in Verbindung stehenden Diskonto-Erhöhungen gewesen. Eine Reihe von zufällig zusammentreffenden Umständen war es, welche den englischen Geldmarkt in eine Lage brachten, daß die erwähnten, so rasch auf einander erfolgten Maßregeln zur Anwendung kommen mußten. Die ungünstige Handelsbilanz des britischen Reiches, welche im Jahre 1885 in noch schärferer Weise zu Tage trat, als im Vorjahre, sowie die in England wiederholt zu Anleihezwecken seitens fremder Staaten aufgenommenen Summen, sind vorzugsweise die Faktoren gewesen, welche die gegenwärtige Situation hervorgerufen haben. So hat u. A. die Bank noch in der abgelaufenen Woche in Folge einer argentinischen Anleihe 176,000 Pfund Sterling abgeben müssen. Voraussichtlich wird nunmehr die Bank von England von weiteren Präventivmaßregeln zur Sicherung ihres Geldvorrathes Abstand nehmen können. Es ist in dieser Beziehung darauf hinzuweisen, daß neue Goldzuflüsse signalisirt worden sind.

Die Währungskämpfe der Gegenwart, die auf die Diskontopolitik der Bank von England keinen Einfluß ausübten, haben indeß ein anderes Gebiet nicht unberührt gelassen. Der Preisfall des Silbers hat in der letzten Zeit wiederum größere Dimensionen angenommen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Kampf um die Blandbill, welcher in den Vereinigten Staaten nunmehr, nachdem seitens der Regierung die Suspendirung der Silberprägungen bei dem Kongresse beantragt worden ist, zur Entscheidung kommen muß, in erster Linie die absteigende Bewegung in dem Preise des weißen Metalles hervorgebracht hat. Es dürfte wohl kaum zweifelhaft sein, daß die Silberinteressenten eine entschiedene Niederlage erleiden, da die Strömung gegen die, die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes in so empfindlicher Weise schädigenden Ausprägungen des Silberdollars eine so große ist, daß ihr die kleine, aber mächtige Partei der Silberkönige keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten kann.

Der Preisfall des Silbers, auf welchen neben der in Aussicht stehenden Aufhebung der Blandbill auch der Umstand nicht ohne Einwirkung geblieben ist, daß sich die Handelsbewegung zwischen Europa und Ostindien in einer Weise gestaltet hat, die bedeutendere Silberüberweisungen nach dem letzteren Lande nicht nothwendig machen, übt in besonderem Maße auf die österreichischen Geldverhältnisse eine ungünstige Einwirkung aus. So wird in Wiener Blättern darüber Klage geführt, daß das Jahr mit einer beträchtlichen Vertheuerung der Wechselkurse schließe, in welcher die fortschreitende Entwerthung des österreichischen Geldwesens zum Ausdruck komme. Es ist durchaus richtig, wenn darauf hingewiesen wird, daß die unmittelbare finanzielle Wirkung dieser Thatsache sich in einer bedeutenden Mehrbelastung des österreichischen und ungarischen Budgets, sowie in den Bilanzen vieler hervorragender Unternehmungen äußere — abgesehen von der allgemeinen wirthschaftlichen Schädigung, welche das Land durch die Valutaverschlechterung erleidet. Wir wollen nur bemerken, daß in Folge des ungeregelten Valutastandes und des dadurch hervorgerufenen Steigens des Goldagios das Zinsenerforderniß für die ungarische Staatsschuld um 1 Million Gulden in das Budget für das Jahr 1886 höher angesetzt werden mußte. Für die nächste Zukunft ist auf eine Bessergestaltung der Dinge nach der genannten Richtung hin nicht zu denken, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen dürfte es mit der Regelung der Valuta in der österreichisch-ungarischen Monarchie noch seine guten Wege haben.

Ein interessantes Aktenstück hat der ungarische Finanzminister in der abgelaufenen Woche dem ungarischen Reichstage vorgelegt. Wir meinen die Schlußabrechnung und den Bericht über jene große Finanzoperation, welche die Börse so lange in Athem und Spannung erhielt: über die Konversion der 400 Millionen Gulden 6prozentiger Goldrente. Wie aus dem Berichte hervorgeht, sind von der genannten Summe 430,000 Gulden noch nicht zur Zahlung präsentirt worden. Was nun das Resultat der großen und schwierigen Operation anbetrifft, so sind in Folge derselben die Zinsen, welche für die sechsprozentige Goldrente pro Jahr 24 Mill. Gulden betrugen, auf 21,800,000 Gulden vermindert worden, was einer jährlichen Zinsentlastung von 2,200,000 Gulden in Gold gleichkommt. Außerdem sind in Verlaufe der Konversion 3,207,165 Gulden an Zinsen erspart worden. Dagegen stellt sich nach Einziehung des 400 Millionen Goldgulden betragenden sechsprozentigen Goldanlehens und nach Emittirung von 545 Millionen 4prozentige Goldrente eine um 145 Millionen Gulden höhere Kapitalschuld heraus. Dem ungarischen Finanzminister, sowie den ungarischen Steuerzahlern dürfte die durch die Konversion hervorgebrachte Abnahme des jährlichen Erfordernisses für die Verzinsung der Staatsschuld um so willkommener sein, als die allgemein wirthschaftliche Lage des Landes Ersparnisse aller Art in dem Budget durchaus räthlich erscheinen läßt.

Die Vorliebe für fremde Renten dauert angesichts der herrschenden Geldverhältnisse noch immer in ungeschwächter Weise fort. Das beweist wiederum die Emission der neuen fünfprozentigen russischen Goldrente, deren Erfolg ein unzweifelhafter gewesen ist. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß dieselbe auch in dem Anleihelande selbst, in Rußland, in großen Quantitäten aufgenommen wurde. Es ist für die finanzielle Entwickelung unseres großen Nachbarreiches ein gutes Zeichen, daß es an Aufnahmefähigkeit für seine eigenen Anleihen gewinnt. Bekanntlich ist während des afghanischen Konfliktes auch Orientanleihe in nicht unbeträchtlichem Maße nach Rußland zurückgeströmt.

Theater.

Von **Otto Neumann-Hofer.**

Ein Weihnachts-Rückblick.

Die Adventszeit ist die große Ruhepause in der Theater-Kampagne. Da bedarf das Publikum seines Geldes zu schöneren Zwecken, als zu denen der eigenen Ergötzung. Da fühlen die Schauspieler die Bedeutungslosigkeit ihrer Aktionen gegenüber dem großen Liebesdrama des Weihnachtsfestes, dessen kostspielige Vorbereitungen sich in eiliger Geschäftigkeit auf den Märkten und in den Verkaufsläden vollziehen. Da haben die Theaterdirektionen gute Rast, unter die bisherigen Erfolge ein Facit zu ziehen und sich Rechenschaft darüber abzulegen, in wie weit sie ihr Programm für die heurige Saison erfüllt haben, die nun bereits zur Hälfte abgelaufen ist.

So fern dieses Programm ein künstlerisches ist, dürfte ein Rückblick auf das bisher Geleistete nur wenig Genugthuung erwecken. Sollte die zweite Hälfte der Saison keine reichere Ernte gewähren, so würden wir am Schlusse derselben auf eines der ärmlichsten Theaterjahre zurückzublicken haben. Am „Deutschen Theater", dem königlichen Schauspielhause, dem Residenz-, Wallner- und Belle-Alliance-Theater — den fünf Bühnen, die hier in Frage kommen — sind nicht mehr als neunzehn Neu-Aufführungen in Szene gesetzt worden, und von diesen gehen zwei Einakter, Genées „Gastrecht" und Stobitzer's „Sterngucker", als unerheblich ab. Auch die fünf Novitäten des Wallner-Theaters, rasch vergängliche Zeugnisse eines hastigen Experimentirens, sind schwerlich mitzurechnen, wenn es sich darum handelt, den Reichthum eines vorsorglich entworfenen Repertoires festzustellen.

Der Dürftigkeit des Gebotenen entsprach die Gunst des Publikums. Kaum die Hälfte der Neu-Aufführungen vermochte ein mehr als schnell vorübergehendes Interesse zu erwecken. Selbst das „Deutsche Theater", an das sich die Hoffnung der Kunstfreunde anklammert und das bis jetzt mit seinen sechs Novitäten die reichste Ergänzung seines Repertoires aufweist, mußte mit dem „Hexenmeister" von F. A. Triesch eine entschiedene Zurückweisung erleben.

Nicht minder betrübend ist die neuerliche Wahrnehmung, in wie hohem Grade unsere Bühnen sich der französischen Produktion dienstbar machen. Nicht weniger als fünf Novitäten wurden vom Strand der Seine importirt, von denen eine, die „Theodora," die erfolgreichste dieser Saison überhaupt war. Und rechnet man das hübsche russische Lustspiel „Lug und Trug" von Alexandrow — neben den „Mädchenillusionen" von Görlitz die einzige Novität des „Belle-Alliance-Theaters" — hinzu, so ergiebt sich, daß man von den bisherigen Neu-Aufführungen reichlich ein Drittel der Fremde verdankt. Wahrlich ein Resultat, das geeignet ist, die seit 1870 bei uns immer mehr verschwindende Bescheidenheit zu wecken, und welches den allgemeinen Niedergang grell genug beleuchtet, in dem sich seit jenem großen Jahre in unserem Vaterlande so Manches auf dem Gebiete des Geistes und der Phantasie befindet.

Mehr als je macht sich die Sprödigkeit der Bühnenleiter gegen unsere neuere dramatische Produktion bemerkbar. Die beiden genannten Einakter ausgeschlossen, bleiben nur sechs wirkliche deutsche Novitäten übrig, wovon drei dem Possengenre des „Wallner-Theaters" angehören. Das „Deutsche Theater", von dem man eifrige Pflege und Förderung der deutschen Kunst erwartete, hat unter seinen sechs Neu-Aufführungen nur zwei Novitäten, den durchgefallenen „Hexenmeister" und Blumenthals „Tropfen Gift," der seine Kasse hat überfließen lassen. Freilich ermuthigt der Erfolg der diesjährigen Neuigkeiten die Direktionen herzlich wenig, die Sonne ihrer Gunst der modernen Produktion zuzuwenden. Außer dem Blumenthalschen Schauspiel hat keine der Novitäten einen andauernden Erfolg zu erzwingen vermocht, zwei dagegen, das schon erwähnte Lustspiel „Trug in Treue" und Jacobson-Wilkens Posse „Unser Glückskind", haben beispiellos lärmende Durchfälle erlebt. So durchstöbert das „Deutsche Theater" die Bühnenregister der Vergangenheit um den Neuigkeitshunger des Publikums zu befriedigen, das königliche Schauspielhaus repetirt den alten, seinen Abonnenten vertrauten Speisezettel, dessen einzelne Gerichte zum Theil an die Kjökkenmödding der Steinzeit gemahnen, das Wallner- und das Belleallianee-Theater erwecken die Possen des alten Berlin zu einem neuen Scheinleben. Wer heute die Anschlagsäulen durchmustert, entdeckt in dem ganzen großen Berlin nur eine einzige deutsche Novität, Blumenthals „Tropfen Gift", auf dem Repertoire. Die Direktionen entschuldigen sich damit, daß sie keine neuen Stücke finden können, welche den bescheidensten Ansprüchen an materielle Einträglichkeit genügen. Ich will nun nicht untersuchen, ob diese Ansprüche thatsächlich bescheidene sind, richtig ist es jedenfalls, daß das Publikum gegen die neuere Produktion überaus mißtrauisch ist und sie grausam hart beurtheilt. Wie die Dinge zur Zeit stehen, dürfte nur ein subventionirtes Theater im Stande sein, die moderne deutsche Produktion in dem Grade zu berücksichtigen, der zu ihrem Gedeihen und ihrem Aufschwunge unerläßlich nothwendig ist. An unser einziges subventionirtes Theater, das königliche Schauspielhaus, darf man jedoch diese Anforderung nicht stellen. Dazu müßte es von rein künstlerischen Gesichtspunkten geleitet sein, eine Voraussetzung, welche einem Hoftheater nicht wohl untergeschoben werden darf. So werden sich unsere Autoren bis zu dem Moment in das Unvermeidliche schicken müssen, wo sich der Traum eines wahren „National-Theaters" realisirt, d. h. bis sich das deutsche Volk und seine Vertreter zu der Idee aufschwingen werden, daß die Pflege des Theaters ebenso sehr eine Kulturaufgabe ist, wie die der Schule, und daß ein paar hunderttausend Mark, für erstere geopfert, nicht minder reiche ideale Früchte bringt, wie die Subventionirung der Pferderennen.

Bei der Begründung des „Deutschen Theaters" hegten einige schwärmerische Gemüther den Glauben, daß es sich zu der Höhe und Bedeutung eines wahrhaften Nationaltheaters auswachsen könnte. Daß jedoch davon keine Rede sein darf, folgt schon daraus, daß es ein Privatunternehmen ist, welches den Sozietären eine reichliche Ernte zu bringen, bestimmt bleibt. Das ist kein Vorwurf. Es versteht sich von selbst, daß für Privatunternehmer der Kassenrapport eine entscheidende Rolle spielt. Das ist eine Lebensfrage. Nach rein idealen Gesichtspunkten kann nur eine Gemeinschaft, deren Quellen unerschöpflich sind, kann nur der Staat verfahren. Immerhin verdanken wir es dem „Deutschen Theater", wenn wir in den letzten drei Jahren Vorstellungen gesehen haben, welche der Hauptstadt des deutschen Reiches würdig sind. Auch dürfen wir ihm die Abwendung von der neueren Produktion nicht allzusehr verargen. Es hat in den ersten Jahren seines Bestehens zunächst die Aufgabe, sich ein würdiges Repertoire zu schaffen, und als Bühne höheren Stiles muß es zu diesem Zwecke vor Allem die Meisterwerke der dramatischen Kunst erobern. Was man ihm aber vorwerfen kann, das ist, daß es zu langsam zu diesem Ziele vorwärts schreitet. Das ist ein Zögern und Zaudern, ein Langen und Bangen, bis endlich an eine größere Aufgabe herzhaft herangegangen wird. Wenn in irgend einem Punkte, so dürfte in diesem das Fehlen Barnays zu beklagen sein.

Was Ausdauer und unermüdliche Thatkraft schaffen kann, lehrt die neueste Phase des „Residenz-Theaters". Herabgekommen bis auf einen Punkt, wo das Leben stockt, hat die neue Direktion durch Enttäuschungen und Verluste hindurch die Muse des kleinen Theaters zu frisch beweglichem Dasein emporgeführt. Ohne — mit Ausnahme Reichers — Talente von eigentlichem Vollgehalt zu besitzen, hat die Regie durch exakte und unermüdliche Arbeit ein Zusammenspiel zu schaffen vermocht, das in seiner Art mustergiltig ist. Eine entgegengesetzte Entwickelung nimmt das Wallner-Theater. Obwohl es einige schauspielerische Kräfte von Bedeutung aufzuweisen hat, ist ihm das unstäte Experimentiren im Personal und Repertoire verhängnißvoll geworden. Ich will die Gründe des Niederganges nicht weiter verfolgen, einer von ihnen ist gewiß auch darin zu suchen, daß das Publikum an dem „höheren Blödsinn" der Berliner Posse keinen Geschmack mehr findet. Um so eifriger scheint es sich jedoch für die Posse des „höchsten Blödsinns", wie sie im „Central-Theater" kultivirt wird, zu interessiren.

Nichts aber däucht mir ganz so sehr der Antheilnahme des Berliner Publikums bar zu sein, wie die ernste Produktion. Von den Novitäten, die wir in dieser Saison bisher gesehen haben, gehört keine ihr an. Die Direktionen scheuen sich vor ihr wie vor dem Feuer, und wenn man bemerkt, wie das Publikum schaarenweise in die „wilde Katze" und die wenig mustergiltigen Reproduktionen der Offenbach'schen Operetten in der Chausseestraße läuft, scheint ihr Pessimismus nicht unberechtigt. Das neueste Schauspiel unseres ersten Dramatikers, Wildenbruch's „Herrin ihrer Hand", findet keinen Boden auf einer Berliner Bühne. Ist das kein trübes Zeichen der Zeit? Muß da nicht der Weihnachtswunsch, den der Kunstfreund der Berliner Bühne von Herzen widmet, sich in den Stoßseufzer verkehren: Wann wird unserem Theater der Retter kommen?

Musikalische Glossen

Von **Alexander Moszkowski.**

Hanslicks Kritiken. — Konzerte.

Der berühmte Musik-Kritiker der Neuen Freien Presse bedenkt diesmal den weihnachtlichen Büchertisch mit einer Chronik des Wiener Konzertlebens*), welche ebensogut als eine Chronik des Konzertgetriebes jeder anderen deutschen Hauptstadt gelten kann. Wir finden hier das kritische Abbild der bemerkenswerthesten Erscheinungen, die uns erregt und bewegt haben, die noch heute vielumlobt und vielumstritten sind, daneben freilich auch die Erinnerung an manche Eintagsfliege, die wohl auch uns einmal um die Ohren summte, und welcher der Verfasser hier eine kuriose Langlebigkeit zugedacht hat.

Die Einwände, die sich gegen eine derartige jahrweise Zusammenstellung eines Konzertalbums vorbringen lassen, liegen so nahe, daß sie nur angedeutet zu werden brauchen, um von jedem Leser beliebig weitergesponnen zu werden. Seit Börne in der Vorrede seiner Gesammt-Ausgabe sich mit kaustischer Selbstironie auf den Buchbinder berufen hat, der aus seinen losen Blättern gesammelte Werke mache, ist kaum ein Buch, das nicht aus einem Gusse entstand, dem Buchbinder-Schlagwort entgangen. Es wird gewiß nicht dieser Kritiksammlung erspart bleiben, welche uns auf jeder Seite den Spiegel augenblicklicher Eindrücke entgegenhält und dazu im äußeren Arrangement aus der Art seiner Entstehung so wenig ein Geheimniß macht, wie die Hanslick'sche.

Ich muß indeß gestehen, daß diese Sorte von Kritik in zweiter Potenz, welche mit einer übertriebenen Ehrfurcht vor dem Buchbegriff paradirt und zur Bekräftigung derselben bei Neuerscheinungen zunächst am Kleister umherschnüffelt, mir zwar billig vorkommt, aber durchaus nicht recht. Soweit meine Erfahrungen reichen, sind es gewöhnlich die nämlichen Leute, welche den rothen Faden im Buche nicht roth und nicht dick genug bekommen können und welche gleichzeitig darüber zetern, daß die Journalistik die Literatur auffresse. Wenn das Letztere der Fall ist — und man wird es cum grano salis zugeben müssen — so bedeutet jene Klage, daß sich die überwiegende Menge schriftstellerischen Geistes heute in die Zeitungsspalten ergießt, anstatt die Bibliotheken zu speisen. Dann aber erscheint es ebenso thöricht, als grausam, diesen Schätzen an Gedanken und Formvollendung, dieser Unsumme von geistigem Leben nur eine Gnadenfrist etlicher Tage zu gewähren und sie mit den gleichaltrigen Reporternotizen und Inseraten zur Hinrichtung durch die Makulaturstampfe zu verurtheilen.

Meiner Ansicht nach hat die deutsche Literatur selbst, nicht nur der allgemeine Verein für solche, die Konzertkritiken Hanslicks reklamirt, nachdem sie dieselben fünfzehn Jahre lang im Archiv einer Zeitung als Pfand gelassen hatte. Das Buch ist nicht einheitlich, da es weder als ein Ganzes vorgedacht war, noch in seinen Theilen so adjustirt wurde, daß sich diese organisch aneinander schließen konnten. Es ist aber dennoch ein Buch, und ein viel besseres obendrein, als so manches unserer Geschichtskompendien und Monographien verfassenden Tonkunstschreiber, deren Werke allerdings bisweilen so einheitlich ausfallen, wie eine Tapisseriearbeit mit vorgedrucktem Muster. Sollte die Einheit des Wie unter Umständen nicht wichtiger sein, als die Gleichartigkeit des Stoffes? Ich glaube ja, und berühre damit den obersten Vorzug dieser Sammlung, die Identität des bedeutenden Urtheils. Hanslick richtet nicht nach einem vorgefaßten Kodex, und dennoch hebt sich, wenn man diese Kritiken im Zusammenhange liest, sein Urtheil als ein gesondertes Etwas, nicht an der Erscheinung Haftendes ab, und in den scharfprofilirten Umrissen dieses Urtheils erkennen wir den Mann, der die Fundamente der tonkünstlerischen Aesthetik gezimmert hat.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die einzelnen Urtheile selbst zu kritisiren und mich bezüglich ihrer Gerechtigkeit als die höhere Instanz hierherzustellen. In keinem anderen Buche von Hanslick befindet sich der zur Behandlung gelangende Stoff in einem so dünnen Aggregatzustand wie in diesem. Das Begriffliche ist hier bis zur Wesenlosigkeit verflüchtigt, nichts ist übriggeblieben als Noten und Tonfolgen, dargestellt durch Worte; da steht denn Hanslicks Begründung und Verdikt als etwas Absolutes da, das man im einzelnen Falle annehmen oder ablehnen kann, dem man aber mit keinem Plaidoyer entgegentreten darf. Wo ich mit den Ausführungen in Hanslicks Analysen nicht übereinstimme, giebt es für mich nur eine Berufung, nämlich die auf mein Ohr, welches auf viele Kunstwerke anders reagirt als dasjenige des Wiener Kritikers; ebensowenig wie dieser begründen kann, warum er dieses Thema entzückend, jene Entwicklung unerquicklich findet, kann ich da, wo ich von seiner Sentenz abweiche, das Gegentheil begründen; mir klingt es eben anders, und eben darum habe ich wohl ein Recht, wenn ich über das nämliche Kunstwerk urtheile, andere Epitheta zu gebrauchen, nicht aber ein Mittel, Kritiken, die sich auf eine anders geartete Tonempfindung berufen, der Goldprobe der Gerechtigkeit zu unterziehen. Ich konstatire daher nur, was ohnehin Jeder im Voraus wissen kann, der Hanslicks konzertkritische Thätigkeit verfolgt hat, daß sich in seinem neuesten Buche ein großmächtiger Ariel befindet — Brahms — und ein riesiger Caliban — Liszt, wohlverstanden der Orchester- und Chor-Komponist, nicht der Klaviermeister gleichen Namens. Daß ich zu Denen gehöre, welche weder den Ersten so leuchtend, noch den Zweiten so monströs finden, habe ich an dieser Stelle oft genug betont. Adhuc sub judice lis est: erst ein Hanslick des zwanzigsten Jahrhunderts wird in der Lage sein, festzustellen, ob der des neunzehnten mit seiner gewaltigen Beredtsamkeit pro und contra im Sinne der musikhistorischen Gerechtigkeit gesprochen hat.

Die Tendenzen im Einzelnen werden verschiedenen Auffassungen begegnen, wie sie das schon früher erlebt haben, als sie sich in Feuilletons aussprachen; über die Behandlung des Stoffes durch das Medium des Gedankens und des Wortes kann es nur eine Meinung geben: sie ist so herrlich, so elegant im Ausdruck, so formschön im Gefüge jedes Aufsatzes, daß es auf eine kleinliche Haarspalterei hinauslaufen würde, wollte man mit dem Autor über dies oder jenes Detail rechten. Wo Hanslicks Feder in Betracht kommt, da ziemt es uns Andern nicht, Kritik zu üben, sondern wir haben uns bescheiden zu verneigen.

* * *

Im dritten Konzert der königlichen Akademie der Künste spielte d'Albert Brahms zweites Klavierkonzert und lieferte damit eine Meisterleistung, welche uns stellenweis sogar in den dürrsten Strecken des Werkes den Schein klaviristischen Reizes hervorzuzaubern vermochte. Als Hauptnummer des Abends wurde Beethovens C-dur-Symphonie von der philharmonischen Kapelle (unter Joachim) überaus klangschön vorgetragen. — Der Neapolitaner Cesi, welcher als Verkünder deutsch-klassischer Musik in der italienischen Musikwelt eine vornehme Rolle spielt, absolvirte jüngst zwei Konzerte in der Singakademie und zeigte sich in ihnen als technisch firmer und intelligenter Pianist. Sein Ton erweckte anfänglich nur geringe Hoffnungen, erwies sich indeß im zweiten Konzert, zu welchem das Neufeldsche Atelier ein wesentlich gesangreicheres Instrument gestellt hatte, als acceptabel.

---

*) Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre. 1870—1885. Kritiken von Eduard Hanslick. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Die liberale Bewegung in Königsberg.

(1840—1848.)

Memoiren-Blätter

von **Ferdinand Falkson.** (Nachdruck verboten.)

Die Königsberger Universität in den dreißiger Jahren.

II.

[Die Landsmannschaft. — Der Lehrkörper.]

Die landsmannschaftlichen Verbindungen, wie die anderen kleinen Verbände innerhalb der Burschenschaft Albertina entbehrten durchaus nicht ausgezeichneter, später berühmt gewordener Mitglieder. Da war in der Landsmannschaft Masovia Ferdinand Gregorovius, still und sinnig. Keiner ahnte in ihm den tiefen Zug nach dem Süden, nach den hesperischen Gefilden. Nachdem er die Universität verlassen, gab er erst vielversprechende Proben seines hervorragenden poetischen Talents. Endlich gelang es ihm, „den lastenden Nebeln des Nordens" zu entfliehen und Rom zu seiner zweiten Heimath zu machen. Die neue Heimath hat ihn als ihren Ehrenbürger anerkannt. Von hier aus beschenkte er sein Vaterland mit monumentalen Werken. Oft empfing ich von ihm ein Lebenszeichen altbegründeter Freundschaft, und er hob mir gern die Leichtlebigkeit des Südens gegenüber der Lebensschwere in Deutschland, selbst Süddeutschland, hervor.

In der Landsmannschaft Lithuania war Wilhelm Jordan, der berühmte Epiker und feinsinnige Lustspieldichter. Er stand damals in seinen Anfängen, gab ein Heftchen von Gedichten über die Gemälde der eben erst bei uns neugeschaffenen Kunstausstellung heraus, aber in seinem unternehmenden Kopfe waren schon große und umfassende Pläne erfaßt. Carl Rosenkranz erkannte das junge Talent, das allerdings noch mit „der lithauischen Erdschwere" zu ringen habe.

In der Verbindung Pappenhemia, welche der großen Burschenschaft Albertina angehörte, erregte früh Heinrich Schöndörffer Aufmerksamkeit. Aus dem flotten Studenten ward ein publizistisches Talent ersten Ranges. Nach mannigfachen Fehlschlägen und Schicksalswechseln schloß er mit dem Amte des ständigen Sekretärs der Königsberger Kaufmannschaft ab, welche ihm die ausgezeichnetsten Denkschriften und wirthschaftliche Abhandlungen von wunderbarer Klarheit verdankt. Nichts hat zum bedeutenden Rufe des Königsberger Vorsteheramtes in Deutschland mehr beigetragen, als Schöndörffers glänzende Feder.

Als der jüngste der Genossen jener Zeit trat Rudolph Gottschall hervor, der bei uns das neueste Genre der poetischen Produktion, die politische Lyrik, vertrat und bald sehr anerkannt wurde. In jener Zeit war er noch in voller Sturm- und Drangperiode. Niemand hätte in diesem Gähren und Brodeln damals die abgeklärte Zukunft vorhergesehen; neben der poetischen Produktion, die ich nicht für das Höchste seiner Leistungen halte, die gedankenreiche und wohldurchdachte journalistische Thätigkeit, den wissenschaftlichen Fleiß, mit dem er unsere poetischen und literarischen Schätze in sehr anerkannten Werken abwog und sichtete.

Unsere Universität ward damals viel mehr, als heute im Zeitalter der Eisenbahnen, von fremdländischen Studenten besucht. Sie war das Eldorado der Astronomen und Mathematiker. Die großen Namen von Bessel und Jacobi (dem Mathematiker) zogen besonders zahlreiche Schweizer herbei, die nachher an den Universitäten und Sternwarten ihres Vaterlandes bedeutende Stellungen einnahmen. Neben Schweizer (später Professor in St. Petersburg) und Schinz trat die elegante Erscheinung Plantamours aus Genf hervor, bald des Lieblings unserer Gesellschaft, besonders ihres schöneren Theils. Plantamour starb vor kurzem als Direktor der Sternwarte in Genf. Und die originellste Erscheinung, weniger bekannt, habe ich mir auf das Letzte aufgespart. Weniger bekannt; denn er gehörte keiner Verbindung an, und seine bescheidene Zurückhaltung beschränkte ihn auf wenige Freunde. Ich meine Robert Schlesius. Einfach von Sitten, schweigsam, von fabelhafter Bedürfnißlosigkeit, unbehilflich im geselligen Umgange und der Aussprache seiner Gedanken, barg er in sich einen Schatz von Kenntnissen und Talenten, welche zu entdecken es bei seiner Bescheidenheit des Zufalls bedurfte. Glänzender Klavierspieler entzückte er seine wenigen Freunde, zu denen auch ich mich zählen durfte, durch seinen eindrucksvollen Vortrag. Er studirte die Rechte und hatte das Referendarienexamen bestanden, als er kraft eines der wunderbaren Quersprünge seines originellen Charakters an einem schönen Tage sich entschloß, kühn und mit Todesverachtung die Subalternkarriere zu erwählen. Er ward bald in einem einsamen Neste Kreisgerichtssekretär und lebte einsam, zufrieden, bedürfnißlos, nur daß er sich in seinen Mußestunden damit beschäftigte, italienische und spanische Dichter metrisch zu übersetzen. Endlich ließ ihn das Studium des Sanskrit entdecken, daß Friedrich Rückerts Uebersetzung von „Naal und Damajanti" nicht allen Anforderungen genüge, und er entschloß sich, diese Aufgabe nunmehr selbst auf sich zu nehmen, natürlich ohne den Gedanken, je etwas zu veröffentlichen. Soviel Talent zehrt sich bei uns im Stillen auf, und soviel Gutes stirbt unerkannt dahin.

Ehe ich die studentische Welt verlasse, muß ich noch eines englischen Hochadligen erwähnen. Wie er nach unserer ultima Thule hinverschlagen, darüber ist noch ein jetzt nicht mehr zu enthüllender Schleier ausgebreitet. Man sagte damals, daß Lord Fitz-Morris von seinem Vater hierher verbannt sei. Weshalb, darüber schweigt die Geschichte. Man erzählte bald, daß er bei unserem allbeliebten Konditor Pomatty, fürwahr dem Könige aller Konditoren, einmal für wenige Groschen Kuchen verzehrt und zur Zahlung eine 100 Pfd. Sterling-Banknote präsentirt habe. Als Pomatty ihm erklärte, daß er außer Stande sei, ihm den Rest in baarer Münze herauszugeben und die Banknote zurückstellte, verweigerte Mylord die Annahme mit den in gebrochenem Deutsch gesprochenen Worten: „Lassen Sie! ich werd's absessen."

So bunt gemischt war das lustige studentische Völkchen, das bei Tage und so oft auch in der Nacht unsere schlechtgepflasterten, holprigen, bergigen Straßen durchzog oder in primitiven Gaststuben, in Tabaksrauchwolken gehüllt, singend und lärmend vor dem dunkeln einheimischen Gebräu saß, wohl auch, wie unsere Hochheimer, in auserwählten kleinen Kreise, klassische Dramen mit vertheilten Rollen las oder bei heruntergebrannten qualmenden Talglichtern eigene poetische Produkte austauschte, unbekümmert um Beifall oder einschläfernde Wirkung, zuweilen mit eigenthümlichen Gästen, wie die beiden Grafen Binsky aus der Provinz Posen, hocharistokratischen Erscheinungen, welche sich später für die gebotenen frugalen Genüsse durch ein splendides Souper für die ganze Verbindung revanchirten. Beide Grafen waren sieben Jahre später in den großen Hochverrathsprozeß der Polen verwickelt. Bei uns kamen durch sie polnische Dinge niemals zur Sprache, für die wir auch in unserem ausgesprochenen deutschen Sinne keine Sympathien gefaßt hätten.

Seit dem Jahre 1818 feierten die Studenten der Albertina an jedem 18. Juni den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo. Man fuhr in vollem Wichs nach dem drei Meilen von Königberg sich erhebenden Galtgarbenberge, der höchsten Spitze des ostpreußischen Seelandes. Auf Waldwegen steigt man zum Gipfel empor, von dem sich ein bezaubernder Fernblick auf blühende Gelände, lachende Fluren und das Meer im Hintergrunde eröffnet. Dort oben auf dem breiten Plateau des Gipfels ist ein Grabdenkmal Scharnhorsts und dort erhebt sich ein riesiges, eisernes Kreuz und man liest ringsum von schwarzen Täfelchen die Namen und Daten der Schlachten der Befreiungskriege. Seit der Spaltung des Jahres 1838 feierten Landsmannschaften und Burschenschaft gesondert ihr Galtgarbenfest, also an verschiedenen Tagen. In feierlichem Zuge mit wehenden Fahnen, den Schläger gezogen, wallfahrtet die Schaar zum Berggipfel, droben wird eine Rede an Scharnhorsts Grabdenkmal, die Hauptrede am Kreuze gehalten und dann in später Stunde auf dem Berge der Festkommers gehalten, während ein flammender Holzstoß in die Nacht leuchtet.

Im Juni 1839 ward Dickert, der spätere Reichstagsabgeordnete, zum Redner am Kreuze designirt, und er betonte energisch neben der patriotischen Erinnerung die dem preußischen Volke zugesagte „Repräsentativverfassung". Im folgenden Jahre 1840 war mir die Rede am Kreuze zugefallen und auch ich wies auf politische Freiheit als nothwendige Erzeugung der äußeren Freiheit hin.

Solche Hinweisungen und Andeutungen fanden willige Herzen und Ohren. Bereits zeigten sich die Vorboten der kommenden Jahre. Jener studentischen Welt stand ein Professorenkollegium gegenüber, das reich an Spezialitäten ersten Ranges war. Da waren Männer von europäischem Rufe: der Astronom Bessel, der Mathematiker Jacobi, der Philolog Lobeck, der Physiolog Burdach. Bessel und Jacobi versammelten um ihre Lehrstühle Schüler aus aller Herrn Ländern.

Lobeck, weltberühmt durch klassische Werke, war von einer Einfachheit der Sitten, einer Bedürfnißlosigkeit, einer Weltentfremdung, die ihn doppelt liebenswürdig machten. Der kleine Mann, der ganzen Jugend bekannt, wenn er die Straßen durchschritt, hatte in seinem faltenreichen Gesichte etwas, was eigenthümlich anzog; überaus durchdringende, leuchtende Augen. Seine umfassende Gelehrsamkeit war mit einer Unabhängigkeit und Reinheit der Gesinnung gepaart, der er in einer denkwürdigen Zeit noch erhabenen Ausdruck geben sollte.

Burdach, in seinem Fache klassischer Schriftsteller, Meister eleganter und schöner Doktrin, hochverehrt von seinen Schülern sollte bald nach jener Zeit noch seinen größten Tag erleben, als er bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Albertina (1844) die Universität als Prorektor glänzend und würdig vertrat.

Der Philosoph Carl Rosenkranz stand damals auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit. Liebenswürdig, der stets bereite Mäcen junger Talente, von außerordentlicher, umfassender Bildung, hatte er durch seine Korrespondenzen ein neues Kulturelement in die alte nordische Stadt gebracht. Nicht mehr die Studenten allein, jeder Gebildete, Beamte, Offiziere, Kaufleute bildeten sein aufmerksames Auditorium, wenn er über Goethe und seine Werke, über die Encyklopädisten in graziöser und geistvoller Weise sprach, in freiem Vortrage, niemals stockend, stets anregend und interessant. Der Bildungsschatz, den er unter uns mit freigebiger Hand in den angenehmsten Formen ausschüttete, ist nicht hoch genug zu schätzen.

Der Professor der Medizin, Geheimrath Sachs, sarkastisch, von schärfstem und schonungslosestem Urtheil, von Allen gefürchtet, hatte nur Einen, den er selbst fürchtete, den Mathematiker Jacobi, dessen schlagfertigen Witz er als dem seinen überlegen anerkennen mußte, und Wenige, die er achtete, unter denen Lobeck wohl die erste Stelle einnahm.

Der Professor der Rechte, Simson, trat in jener Zeit noch nicht besonders hervor. Erst das Jahr 1848 sollte die bedeutenden Gaben der Rede, der politischen Einsicht, besonders der parlamentarischen Repräsentation, die ihm eigen waren, zur vollen Entfaltung bringen. Denn das Talent allein reicht niemals, um seinen Träger zur Geltung zu bringen. Ihm muß die goldene Göttin Gelegenheit, die Konjunktur der Zeiten noch zu Hilfe kommen, sonst bleibt es latent. Das läßt sich auch bei Männern ersten Ranges, wie Bismarck und Moltke, sehr prägnant nachweisen.

Militärleben.

(Nachdruck verboten.)

Von

Alexander Baron von Roberts.

I. Aus der Art.

Es war nur ein Zeitungsfetzen, vergriffen und zerknittert, man hatte ihn zufällig dort neben seinem Bette liegen lassen — war doch dem Schwerverwundeten vom Arzte jede Lektüre untersagt. Mit welcher Gier der übergroßen, immer noch fieberisch glänzenden Augen hatten seine schlanken, wachsblassen Hände nach diesem gedruckten Labsal getastet! Zitternd hielten die Hände den Fetzen — das große, altmodische, verschliffene Erbstück von einem Siegelring zitterte deutlich mit an dem Ringfinger, so weit war er geworden. Es war eine solche Anstrengung und die Buchstaben tanzten vor den Augen.

Sechs lange Wochen waren vergangen, seit diese Augen zum letzten Male solche Arbeit verrichtet. Es geschah vor Straßburg, in einer vorgeschobenen Batterie der II. Artillerie-Aufstellung, die mit übermenschlicher Anstrengung während der Nacht unter seiner Leitung armirt worden war. Da sah man ihn bei dem eigenartig flackernden, röthlichen Morgendämmer — es war der Widerschein der Straßburger Feuersbrunst — die Schußtafel studiren, während seine Leute, erschöpft und todtmüde hingesunken, auf dem frisch aufgewühlten Boden umherlagen. Nicht ein Körnlein königlich preußischen Geschützpulvers, das, so lange er was zu sagen hat, umsonst und ohne Berechnung verpufft werden soll! — Und was seine peinliche Pflichttreue und die geheiligten Zauberformeln der Schußtafel vermögen, das durfte nicht außer Acht bleiben. Da, gleich nach dem dritten Schuß, bei die bronzenen Ungeheuer der Batterie nach Straßburg hinüber donnerten, schlug ihn einer jener wüthenden feindlichen Zuckerhüte vom Tritt der Laffette herab, wo er eben selbst die Richtung kontrolirt hatte. Als eine unförmlich zugerichtete blutige Masse schleppten die braven Kanoniere ihren Hauptmann zum nächsten Verbandsplatz.

Lange mühten sich die Augen des Verwundeten an den Zeilen des Zeitungsfetzens; plötzlich sahen die beiden Kameraden in den Nachbarbetten, wie die Hände des Lesenden das Papier krampfhaft zusammenknitterten und es dicht vor die immer noch großer vorquellenden Augen hielten, als könnten letztere sich versehen haben. Dann sanken die Hände langsam mit dem Papiere auf die Decke zurück und das Haupt schmiegte sich mit einem seltsam wohligen Gefühl des Behagens ins Kissen. Ein Hauch seligen Lächelns glitt wie verklärend über das bärtige Gesicht, dessen kräftiges Kampagne-Braun die Blässe des Krankenlagers nicht ganz verwischt hatte.

Der Zeitungsfetzen, der später den Händen des Schlafenden entglitt, war ein Stück Verlustliste, und das selige Lächeln war durch ein Wörtchen geweckt worden, durch einen Buchstaben hinter einem gewissen Namen unter den wimmelnden Namen der Todten und Verwundeten — nur jenes entsetzlich lakonische „t", das den Betreffenden aus den Reihen der Lebenden streicht.

Ah, nun war Alles gut! Nun mochte es kommen, wie das Schicksal fügte. Ob er an seiner schweren Verwundung zu Grunde ging — hinter den erzwungenen Freundlichkeiten, ja, hinter den gutmüthig polternden Scherzen des Arztes glaubte er die Gewißheit zu erlauern, daß er allen chirurgischen Kunststücken zum Trotz nicht davonkäme —; ob er als ein erbarmungswürdiger Krüppel den Rest seiner Glieder durch das Leben zu schleppen hätte: es war Alles gut! Der Alp, der auf ihm gelastet Jahre lang, war endlich von ihm genommen!

Er stammte aus einer Familie, in der die Söhne schon in der Wiege zum Soldatenstand bestimmt waren. Sein Vater war als Major vor der Front seines Bataillons mit dem Pferde gestürzt und an den erhaltenen inneren Verletzungen gestorben, eine Wittwe und zwei Söhne zurücklassend. Er selbst trat ein Jahr darauf als Selektaner aus dem Berliner Kadettenkorps und fiel von da ab seiner Mutter nicht mehr zur Last, die auf ihre winzige Wittwenpension angewiesen war. Sie hatten sich Alle in der Familie mit ihrem Gehalt tapfer durchgeschlagen, weil sie das häßliche Wort Schulden als eine Verunglimpfung des alten guten Familiennamens empfunden hätten.

Der Jüngere war bereits zu einer Vorschule des Kadettenkorps angemeldet, aber er war, obwohl er das aufnahmefähige Alter längst erreicht, mit seinen Schulkenntnissen noch nicht reif für das Examen — eine Unbegreiflichkeit: sie waren Alle fleißig und begabt gewesen, sie hatten auf der Schule zu den Musterknaben gezählt. Nicht, daß ihm Begabung gemangelt, oder daß ihn körperliche Schwäche am Lernen hinderte; es war ein feistes Kerlchen mit hellen Augen, den Kopf voll ausgelassener Streiche und Allotria — sollte er aus der Art geschlagen sein? — Nun, die spartanische Zucht des Kadettenkorps würde ihm sehr gut thun!

Es war eine stete Sorge der Majorin, wie sie aus ihren knappen Einkünften den noch so niedrigen Pensionspreis bestreiten sollte. „Wir wollen ihn schon durchbringen, Mamachen," beruhigte sie der Lieutenant. Ach, der gute Junge — lachend, aber Thränen im Auge, umarmte sie ihn. Es war wirklich zum Lachen: er, der selbst noch im Wachsen war (zu seiner Verzweiflung, denn es kostete immer neue Abänderungen an seiner Uniform) wollte den Jüngeren durchbringen helfen, bei seiner Lieutenantsgage, an der noch zehnerlei Abzüge lasteten! „Du sollst sehen, Mama!" und mit einer selbstbewußten Geste zwirbelte seine Hand an der Stelle, wo das Schnurrbärtchen bald, hoffentlich recht bald hervorkommen würde.

Die Aufnahme des Kadetten fand statt und die eiserne Zucht schien anfangs ihre Wirkung zu thun, bis er dennoch in der Quinta sitzen blieb und dann abermals in der Quarta — zum Entsetzen des Bruders. War er denn wirklich so aus der Art geschlagen? Seine grenadiermäßig aufschießende Gestalt überragte längst alle die anderen Knirpse, vor denen er sich gleichwohl nicht in Respekt zu setzen wußte.

Das sollte, das mußte anders werden, als er endlich zur Hauptanstalt in Berlin übertrat. Die Majorin athmete auf: nun stand er unter Ottos persönlicher Aufsicht, der durch seine außerordentlichen Fähigkeiten bei seiner jungen Ancienneität bereits ein Kommando zur Berliner Schießschule erlangt hatte. Otto blieb in direkter Verbindung mit den Lehrern und mit dem Kompagniechef, und die Sonntage würden die beiden Brüder zusammen verbringen.

Da sah man sie nebeneinander unter den Linden spazieren, oder durch den Thiergarten streichen, ein fast possirlicher Gegensatz: der jüngere Kadett, vor Gesundheit strotzend, in seiner schlecht passenden Anstaltsuniform, aber sehr sorgfältig frisirt, mit seiner robusten Gestalt den Bruder überragend, dessen gelblich blasses Gesicht von dem anstrengenden Büreaudienst zeugte. Sie aßen zusammen in einem Restaurant, besuchten ein Konzert und im Sommer gab es weitere Ausflüge in die grüne Umgebung. Am Abend aber, pünktlich fünf Minuten vor zehn, ward der brüderliche Sonntagsbesuch gewissenhaft am Gittertor der Anstalt abgeliefert — es war besser so! Gewiß wäre Nichts passirt, aber es war besser so!

Hier und da fiel ein Sonntag aus. Irgend eine Dummheit, ein Unfleiß, der Jenem die Erlaubniß zum Ausgehen versichert hatte. Am anderen Sonntag erwartete den Verbrecher eine Ermahnung — nichts

---

Nordenskiölds Weltschöpfungsidee.

Von

M. Wilhelm Meyer.

Vor Kurzem ist die deutsche Uebersetzung von Nordenskiöld's höchst wichtigem Buche „Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden" ein populär-wissenschaftliches Supplement zu „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der „Vega", das schon im schwedischen Original weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus lebhaftes Interesse erweckt hatte, bei Brockhaus in Leipzig erschienen. Wer sich für die wunderbare Natur des mysteriösen Nordlandes interessirt, wo sich wie sonst nirgends gewaltige Extreme berühren, wo der langen eisigen Nacht ein Tag folgt, der einen Sommer dauert und märchenhafte große Blumen, wie aus den Tropen hierher verschlagen, dicht neben den krystallenen Triumphbogen aufwachsen, welche der Tod aus ewigem Eise aufbaut, wo an dem bleischweren Himmel plötzlich das wundervollste aller atmosphärischen Phänomene aufblitzt, dessen Farbenpracht von keiner Erscheinung im Luftkreise anderer Zonen erreicht wird, das geheimnißvolle Nordlicht. Wer die Völkerschaften und die ersten künstlerischen Ideen kennen lernen will, welche sich unter dem Einflusse dieser eigenthümlichen Naturverhältnisse entwickeln konnten, der findet in dem starken Bande eine reiche Fülle von eigenartigstem Forschungsmaterial, zum Theil noch durch ausgezeichnete Holzstiche vorgeführt und durch einen allgemein verständlichen Vortrag geistig verbunden.

Von den sieben in dem Werke enthaltenen Abhandlungen sind nur zwei von Nordenskiöld selbst, die anderen, nur durch ihn veranlaßt, von hervorragenden, meist schwedischen Forschern verfaßt. Der erste der Nordenskiöld'schen Aufsätze „Ueber die Reise der Gebrüder Zeno und die ältesten Karten über den Norden" ist namentlich für Geographen und Geschichtsforscher von hohem Interesse. Ihm sind authentische Abbildungen jener alten Karten der Nordpolgegend aus dem 14. bis 16. Jahrhundert beigegeben. Die folgenden Ueberschriften heißen: „Ueber die Schnee- und Eisflora" von Wittrock; „Ueber die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe auf die Oberfläche der Erde, mit besonderer Berücksichtigung der Kant-Laplace'schen Theorie" von Nordenskiöld; „Beiträge der Polarforschung zur Pflanzengeographie der Vorzeit" von Nathorst; „Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker" von Hans Hildebrand; „Das Insektenleben in arktischen Ländern" von Aurivillius; „Aus dem Leben der Polarpflanzen" von Kjellmann.

Unter diesen Abhandlungen hat namentlich die über das Herabfallen kosmischer Stoffe das lebhafteste Interesse der betreffenden Fachkreise erweckt und wird ohne Zweifel gelegentlich vielfache Diskussionen, wohl auch scharfen Widerspruch veranlassen. Nordenskiöld entwickelt nämlich darin eine ganz neue Idee über die Erschaffung unserer Erde, die eine wesentliche Modifikation der Kant-Laplace'schen Hypothese über die Entstehung des ganzen Weltgebäudes nach sich ziehen dürfte, wie sie übrigens schon längst in der Luft lag. Ich denke, daß es meine Leser interessiren wird, darauf, so knapp es diese Spalten gestatten, näher einzugehen.

Zunächst wollen wir uns einmal eine Welt machen nach der unveränderten Kant-Laplaceschen Methode. Wir nehmen uns zu diesem Ende einen jener Nebelflecke vom Himmel herab, wie sie dort zu Tausenden existiren. Der bekannte Orionnebel, der schon mit bloßem Auge sichtbar ist, nimmt unter diesen den ersten Platz ein. Darin sind verschiedene Gase, Wasserstoff und Stickstoff vorherrschend, in wilder Unordnung durch einander gewürfelt, aber jedenfalls so fein zertheilt, daß der „leere Raum" unter unseren Luftpumpen dagegen ein schwerer Körper genannt werden müßte. In diesem Chaos fährt nun der allüberall waltende Ordnungssinn der Natur. Die Gasmasse wird zur Kugel, ebenso wie der frei schwebende Tropfen in der Luft. Sie verdichtet sich vermöge ihrer eigenen Schwere und beginnt — aus nicht ganz klar ersichtlichen Gründen — in immer schnellerem Tempo sich um die eigene Achse zu drehen. Die Kugel wird zur Linse, deren äußerste Theile schließlich der schnellen Umschwungsbewegung nicht mehr folgen können. Es reißt sich rings um den linsenförmigen Hauptkörper ein Ring los, wie wir ihn heute den Saturn umgebend sehen; der Ring zerreißt an seiner schwächsten Stelle, ballt sich zur Kugel: die Erde ist fertig. Die Kugel kondensirt sich weiter. In ihrer Mitte entsteht durch den Druck der überliegenden Gasmassen ein feuerflüssiger Kern, der durch Niederschlag aus den Gasen immer größer wird. Die Oberfläche der feurigen Kugel, dem kalten Weltraum am nächsten, kühlt sich nun ab, wird zähflüssig, wird fest. Die Granitmassen entstehen, welche allen anderen geologischen Formationen zu Grunde liegen. Darauf strömt nun das Wasser herab, welches sich jetzt aus der Atmosphäre niederschlagen kann. Im heißen Meeresbecken wird die Oberfläche des granitenen Panzers der Erde wieder theilweise zerfetzt und in anderer Form als Sedimentgestein aufs Neue abgesetzt. Der feuerflüssige Inhalt drückt hier gegen die Panzerdecke und hebt sie: Urgebirge entstehen, er zerbricht sie dort: große Lavaströme fluten aus Vulkanen über die Erde hin, und so weiter. Das hat uns ja wohl alles schon einmal unser Lehrer in der Schule gesagt.

Wenn wir uns einerseits wohl freuen können, wie schnell wir da so eine ganze große, schöne Welt zu Stande gebracht haben, so muß ich leider andererseits gestehen, daß einige vorwitzige Fragezeichen und bedenklich zwischengeworfene „Aber" uns in neuerer Zeit die Freude an der selbst fabrizirten Welt wieder recht versalzen haben. Zunächst waren den Anhängern der Kantischen Idee, in ihrer alten Fassung, die vor nun acht Jahren entdeckten Marsmonde recht unbequem, von welchen sich bekanntlich der eine viel schneller um seinen Planeten bewegt, wie dieser sich selbst um seine Achse dreht. Nach der alten Vorschrift sollten aber die inneren Theile schneller laufen, als die sich abtrennenden Ringe. Dann wurde evident bewiesen, daß die Saturnringe gar nicht aus einer Gasmasse bestehen können, sondern aus einer ungeheuren Zahl ganz selbstständig um den Saturn laufender sehr kleiner Körper, aus einer ringförmigen Staubwolke könnte man kurz und charakteristisch sagen. Ferner wurde theoretisch gezeigt, daß die Sonne gegenwärtig nicht kälter wird, sondern nothwendig seit ihrem Bestehen an Wärme zugenommen hat und noch immer zunehmen muß. Schließlich wollen auch die Geologen heute durchaus nicht mehr an den glühendflüssigen Kern der Erde glauben und zeigten, daß sich die gewaltigsten vulkanischen Erscheinungen ebenso gut durch die unterirdisch arbeitende, zerfetzende, oxydirende Wirkung des Wassers erklären lassen, als durch die ungeheuerliche Idee von der Seifenblase, auf welcher wir leben sollen. Es ist wahr: Je tiefer wir uns in die Erde eingraben, je wärmer wird es uns. Aber wir können auch ganz horizontal ein großes Loch in die Erde bohren, wie beim Mont Cenis oder beim Gotthardt, so wird es immer heißer, je höher der Berg ist, der über unsern Häuptern lastet, und man hat deshalb nach den gemachten Erfahrungen berechnet, daß in der Mitte des projektirten Mont-Blanctunnels eine so große Hitze herrschen müßte (vierzig bis fünfzig Centigrad), daß jede menschliche Arbeit dort auf die Dauer unmöglich würde. Dem Erdmittelpunkte wäre man dort gleichwohl nicht näher, wie in dem angenehm temperirten Chamounix. Es ist also allein der ungeheure Druck der überliegenden Gesteinsschichten, welcher die hohe Temperatur in dem uns zugänglichen Erdinnern erzeugt. Da mit der Tiefe dieser Druck zunimmt, so werden wir allerdings auch heute noch wie früher zugeben müssen, daß es im Erdinnern nothwendig sehr heiß ist. Aber deshalb ist es doch keineswegs flüssig, weil eben dieser selbe ungeheure Druck, welcher die Hitze erzeugt, das Flüssigwerden verhindert. Es tritt ein sogenannter kritischer Aggregatzustand ein, in Bezug auf welchen ich es hier bei der namentlichen Vorstellung bewenden lassen muß.

Die angeführten und noch viele andere Gründe machten auf jeden Fall eine Revision der Kant-Laplaceschen Weltbildungshypothese nöthig, und Viele hatten sie sogar ganz über den Haufen zu werfen gesucht, um ihre eigenen Ideen kühn auf das alte Piedestal zu stellen.

Nordenskiöld, der energische Forscher, der vor einem ungewöhnlichen Gedanken ebensowenig zurückschreckt, wie vor den Schrecken des Nordlandes, aber gleichzeitig nicht ermüdet, solche neuen Gedanken mit der Zähigkeit des Polarfahrers zu verfolgen, bis sie sich aus einer Fülle von Detailforschungen reif darstellen, tritt nun mit der auf den ersten Blick ganz abenteuerlich klingenden Behauptung vor die Oeffentlichkeit, die ganze Erde sei aus wirklichem Staube zusammengesetzt, der nach und nach vom Himmel auf sie, das heißt auf einen verhältnißmäßig kleinen ursprünglichen Kern herabgefallen sei. Unter diesem kosmischen Staube, welcher nach der neuen Idee der gewaltige Weltenbildner war — kleine Ursachen, große Wirkungen, könnte man von ihm sagen — ist zu verstehen, was wir gewöhnlich Staub nennen, bis herab zu jenen kleinsten Theilchen, welche die Physiker Atome oder Moleküle heißen, andererseits bis herauf zu den Meteorsteinen, die gelegentlich unter Donner und Blitz aus blauem Himmel zu Hunderten und Tausenden herabstürzen und ganz ansehnliche Größen erreichen können. Der größeste dieser Steine, welcher vor Augenzeugen vom Himmel fiel, wiegt 5 Centner. Es giebt deren aber noch ganz bedeutend größere, welche sicher himmlischen Ursprungs sind, die aber bei ihrer Ankunft nicht in flagranti ertappt wurden. Der gewaltigste dieser Blöcke, ganz aus gediegenem Eisen bestehend, — das bekanntlich sonst auf der Erde nur als Erz vorkommt — wurde von Nordenskiöld selbst im Jahre 1870 an der Nordwestküste von Grönland entdeckt. Es ist der berühmte Meteorit von Ovifak, der jetzt im Museum zu Stockholm die Bewunderung aller Besucher erregt und nicht weniger als 500 Centner wiegt. Immerhin sind solche kolossalen Massen doch nur Staubkörnchen, gegen die Körper von Sonnen gehalten, welche ihrerseits ja wieder in dem Sternhaufen wie diamantener Staub zusammengedrängt auftreten.

Nach Nordenskiöld bestand nun die Welt ursprünglich aus einer ungeheuren Wolke solchen Meteorstaubes, welcher heute noch überall im Weltall umherfliegt. Der Anfang dieser Welt setzt hier also keinen anderen Zustand der Dinge voraus, als wie er wirklich heute auch noch existirt. Viele jener etwas größeren Staubstücke trafen sich auf ihren chaotisch in einander verschlungenen Bahnen. Sie prallten zusammen; ihre Bewegung wurde in Wärme umgesetzt; sie stürzten zum Centrum der Wolke, hier einen heißen Kern bildend: die Sonne. Die umgebende Staubwolke ordnete nach und nach ihre inneren Bewegungen nach Maßgabe der unveränderlichen Gravitationsgesetze. Es entstanden Staubringe, ähnlich denen, welche uns heute das schöne Phänomen der periodischen Sternschnuppenregen verursachen, und auch ähnlich den Saturnringen, nach ihrer heute unzweideutig erkannten wahren Konstitution. Diese Staubringe bildeten nun die Planeten, indem die kleineren Staubstückchen allmälig auf die größeren, diese auf den größesten Meteoriten des Ringes stürzten. Nach Nordenskiöld sind also die Planeten keineswegs aus der Sonne entsprungen. Ihr Stoff hat zu gleicher Zeit mit der Sonne, von ihr getrennt existirt. Wie sich nun aus dieser Grundidee die Details entwickeln, wie jene früher angeführten Schwierigkeiten durch dieselbe gehoben werden, welche weiteren Beweismittel der berühmte Forscher aus einer Fülle von Beobachtungsmaterial herbeiholt, das zu verfolgen muß dem Leser der Abhandlung selbst überlassen bleiben.

Ich erwähne dagegen, daß diese Idee in jüngster Zeit eine werthvolle Stütze erhalten hat, indem nach den Untersuchungen des eminenten Wiener Gelehrten Th. von Oppolzer diese Annahme des beständigen Herabfallens von Meteorstaub auf die Himmelskörper einen bis dahin unaufgeklärten Widerspruch zwischen der Theorie der Mondbewegung und der faktischen Beobachtung zu beseitigen im Stande ist, so daß sich dadurch allein die Beobachtungen historischer Sonnenfinsternisse mit den heute wahrgenommenen theoretisch einheitlich erklären lassen.

Schließlich möchte ich noch anführen, daß in dem letzten Kapitel meines soeben erscheinenden Buches „Die Königin des Tages" eine „Natürliche Entwicklungsgeschichte des Weltgebäudes" vorgetragen wird, welche von einer ganz anderen Seite her zu einer beinahe mit der von Nordenskiöld identischen Modifikation der Laplaceschen Schöpfungsidee führte.

Nordenskiöld verhehlt sich keinen Augenblick, daß seine Anschauungen auf starken Widerspruch stoßen werden; aber er tröstet sich mit dem Hinblick auf das endliche Schicksal Derjenigen, welche noch zu Anfang unseres Jahrhunderts von gelehrten Körperschaften, wie der französischen Akademie, verpönt und verlacht wurden, weil sie an das Herabfallen von Steinen aus dem Himmel überhaupt zu glauben wagten.

Die Menzel-Ausstellung.

Von

Dr. Franz Joachim.

Einen Bildhauer haben die Alten getadelt, weil er allzu wahr in seinen Werken gewesen sei, weil er die Aehnlichkeit mehr erstrebt habe, als die Schönheit. Auch die großen Geisteshelden des vorigen Jahrhunderts, ein Lessing, ein Winckelmann, ein Goethe, suchten vor Allem die Schönheit in den Kunstwerken, ihr Kunstideal war nach den Werken der griechischen und römischen Kunst gebildet und gleich demjenigen der Alten. Trug doch Lessing Bedenken, ein Portrait als Kunstwerk anzuerkennen! Und in den Bahnen dieser großen Männer schreitet noch heute die Aesthetik und sinnt nach über die Bedeutung des Schönen für die Kunst. Es ist ihr nicht gelungen, Regeln für die schaffenden Künstler zu finden, und wird ihr in Ewigkeit nicht gelingen. Denn mehr als von jeder anderen Wissenschaft gilt von der Aesthetik das Wort Goethes:

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum!

Und — Gott sei Dank! — unbeeinflußt von allen grauen Theorien der Aesthetik grünt heut der goldne Baum der Kunst, unbekümmert um die Weherufe der Theoretiker schaffen unsere Künstler, — nicht akademische Musterleistungen, wie sie ein durch zweitausendjährige Kunstübung belehrter und geläuterter Geschmack sie wünscht, sondern in der vollen Wirklichkeit stehende, der Gegenwart konforme Werke.

Mit aller Macht drängten sich mir diese Gedanken, welche eine Rechtfertigung der modernen Kunst enthalten, auf, als ich die Ausstellung von Werken Adolph Menzels durchschritt, welche zur Feier des siebzigsten Geburtstages des Künstlers gegenwärtig in den Räumen der Kunstakademie stattfindet. Wie außerordentlich viel findet hier der Aesthetiker zu tadeln, wie sehr findet auf Menzel das Wort des Griechen Anwendung: mehr Wahrheit als Schönheit! Aber eine Wahrheit, so gewaltig, so packend und unwiderstehlich überzeugend, daß sich ihr Niemand entziehen kann. Es ist im höchsten Grade dankenswerth, daß den Bewohnern der Residenz Gelegenheit geboten wird, an einer großen Reihe von Werken (über 260 Nummern zählt der Katalog) die Eigenart Menzels zu studiren.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, von Neuem eine Würdigung von Menzels Kunst zu geben. Angesichts der ausgestellten Werke drängt sich dieselbe jedem von selbst auf. Aber es mag hier auf einige Blätter hingewiesen werden, welche zu den weniger bekannten gehören, weil sie in Privatbesitz befindlich und daher den Meisten unzugänglich sind.

Unter den Oelgemälden erwähne ich „Prozession in Hofgastein" aus dem Jahre 1881. In diesem, wie die meisten neueren Bilder Menzels, kleinen Gemälde bewegt sich mit fliegenden Fahnen und allem kirchlichen Pomp ein langer Zug von Geistlichen und Landleuten dahin, einige Sommerfrischler verschiedenen Alters und Standes stehen als Zuschauer im Vordergrunde. Mit der gleichen Wahrheit, wie hier das tiroler Leben, ist auf dem 1884 gemalten Bilde „Piazza d'Erbe in Verona" ein italienischer Markt mit seinem wilden Getümmel, seinem Durcheinanderwogen von Verkäufern und Käufern, Geistlichen, Engländern und Betteljungen wiedergegeben. Doch scheint es mir, als wenn der Meister in seiner Freude an der Staffage die würdige Architektur der berühmten Piazza, die doch jeden Besucher überaus fesselt, etwas vernachlässigt hat.

Unter den Aquarellen, deren Wirkung Menzel oft durch Deckfarben (Gouache) erhöht hat, lenken besonders die Vorlagen zum Tafelgeschirr des Kronprinzen (Nr. 120—126) die Aufmerksamkeit auf sich. Der Künstler hat in diesen Vorlagen die leblose Arabeske verschmäht und an ihre Stelle Genreszenen von Putten gesetzt, welche auf die Geheimnisse von Küche und Keller Bezug haben. Da sehen wir kleine Flügelknaben emsig beschäftigt, ein gewaltiges Netz mit Fischen ans Land zu ziehen, hier hat sich einer als Jäger vermummt und steht stolz auf dem erlegten Eber, dort balanciren auf einem Spargel ein Hummer und eine Schildkröte u. s. w. Ebenso liebenswürdig erfunden sind die zwanzig Blätter „aus dem Kinder-Album" (90—119). Hühner, Gänse, Tauben und Pfauen, Tiger und Hirsche hat Menzel in charakteristischer Weise dargestellt, ja einen ganzen Goldfischteich mit den blitzenden Fischlein führt er uns vor. Wer hätte von ihm ein so feines Verständniß des Thierlebens, wie es Paul Meyerheim kaum hat, erwartet, da er uns doch als Maler von Haupt- und Staatsaktionen vor allem vorschwebt? Einem ganz anderen Gebiete gehören wiederum die Architekturbilder an, unter denen die Innenansichten von Kirchen

---

zu lang, in sanften, fast bittenden Worten; aber die bekümmerte Miene des Bruders war Strafe genug.

Zuweilen, zwischen einem Schluck Bier und dem andern, oder in die Lakte eines Konzertstückes hinein fiel eine Bemerkung: wie es nunmehr mit dem lateinischen Aufsatz stände? oder „Du wirst Dir wieder einen Strafrapport zuziehen mit Deiner unvorschriftsmäßigen Frisur!"

Nicht zu oft geschah das — man sah es dem Ermahnenden an, wie sehr er sich zurückhielt: dem guten Jungen, dem die Lebensluft aus allen Poren sah, sollte doch nicht die Sonntagsfreiheit durch die Erinnerung an den prosaischen Alltagszwang verkümmert werden!

Das Kommando zur Schießschule bedeutete eine reichliche Zulage zu dem sonst so kärglichen Gehalt, außerdem wurden gewisse artillerietechnische Artikel aus der gewandten, überaus präzisen Feder eines gewissen Lieutenants von den Redaktionen militärischer Journale nicht zu dürftig honorirt; das bedeutete wieder eine kleine bescheidene Sparkasse dort in dem Cylinderbüreau, in welche die Thalerstücke nicht zu oft, aber mit besonders freundlichem Klang hineinklingelten. Er hatte doch Recht gehabt mit seinem: „Wir wollen ihn schon durchbringen, Mamachen!" Die Kasse ward sogar kräftig genug, daß sie die Mutter von der Zahlung der Pensionssumme für den Kadetten entlasten konnte. Er hatte selbst fünf Jahre lang an seiner Offiziersequipirung dem Militäreffektenhändler abzuzahlen gehabt, und die Schuld hatte ihn schwer genug gedrückt. — Fritz sollte von solcher Noth verschont bleiben! Nur ein paar Stunden mehr der nächtlichen Arbeit am Schreibtisch, und man würde dem Lieferanten das Geld für die sauberste, vollständigste Equipirung, an der sich je ein Lieutenantsherz erfreut, baar auf den Tisch legen können.

Ja, es blieb noch genug zu einer kleinen Extravaganz! An einem von Fritzens Geburtstagen vermandelte sich eines der Thalerröllchen in eine hübsche silberne Taschenuhr, freilich ohne die Kette, die würde sich später auch noch erschwingen lassen. Am Sonntag darauf erschien Fritz mit einer jener Talmiuhrketten aus einem Bazar, die zwischen den Knöpfen aufdringlich glänzend hervorbaumelte. Wie Otto erschrak! „Aber mein Gott, Fritz, was soll denn das bedeuten! Das Du mir sofort das häßliche Ding wegsteckst, abgesehen davon, daß dergleichen Bommelage überhaupt vorschriftswidrig!"

Fritz begriff nicht, wie der „Scherz" seinem Bruder für einen ganzen Sonntag die Laune sichtbar verderben konnte.

Es war vor dem österlichen Examen, dem der Lieutenant bangend entgegensah; die Lehrer zuckten ausweichend die Schulter: ob sein Bruder sich reif für die Prima erweisen werde. Gerade an dem Sonntag, der als eine willkommene Pause das Examen unterbrach, erhielt Otto einen Besuch von einem Regimentskameraden. Er hatte mit diesem die Wohnung noch vor des Bruders Eintreffen verlassen, ein Couvert mit einem kleinen Taschengeld für diesen zurücklassend, und dem Wunsche, daß „mein liebes Brüderchen" sich ein wenig von den Strapazen des Examens erholen möchte — „aber hübsch brav, hörst Du!"

Als die beiden Herren am Spätnachmittag auf eine kurze Rast Otto's Wohnung aufsuchten, erfuhr dieser vom Burschen, daß sein Bruder zweimal dagewesen sei, zuerst am Vormittag, wo er das Couvert in Empfang genommen, und dann nochmals am Nachmittag, wo er ein halbes Stündchen in der Wohnung geweilt. Nichts Auffallendes — der „gute Junge" hatte die Hoffnung nicht aufgeben wollen, dennoch seinen Bruder zu treffen. Und gleich war die väterliche Frage wieder da: Vielleicht bedurfte er meines Rathes oder meines Beistandes?

Am Spätabend, zum Beschluß einer kleinen „Reise um die Berliner Welt", waren die Herren in eines jener nächtlichen Restaurants gerathen, die durch die Anpreisung feinster Damenbedienung ihre Gäste anzuloken pflegen. Ein häßlich aufgeputztes Lokal voll gähnender Langeweile, nichts wie das fast wüthend surrende Geräusch der Gasflammen. Auf einem Divan starrte ein einsamer Gast in ein abgestandenes Glas Selterwasser, unbekümmert um die zornigen Blicke der in vorkommenen Ballkostümen vorbeirauschenden Kellnerinnen.

Aus jenem kleinen Kabinet, dessen Thüröffnung halb durch eine verschossene rothe Portière verdeckt war, erschallten ausgelassene Lachlaute und das Klingen von Gläsern. Ein Faschinenmesser mit einem lackirten Koppel hing an der Wand. Auf dem Tisch stand ein grüner Blechkübel, aus dem der Silberhals einer Champagnerflasche hervorschaute. Zwei Paar nackte, weiße Mädchenarme stützten sich mit den Ellbogen auf die Tischplatte, und an der andern Seite lag der Arm eines Militärs darüber hin. Der Militär mußte eingeschlafen sein, die Mädchen hoben den Arm von Zeit zu Zeit empor, um ihn zu ihren unbändigen Ergötzen unzart genug auf den Tisch niederfallen zu lassen.

War das nicht eine Kadettenuniform?

Der Regimentskamerad wollte es zuerst bemerken — richtig, die schmalen schwedischen Aufschläge mit den Gardelitzen. Er fand es etwas stark: ein Kadet in Uniform zu dieser Stunde in solchem Lokal!

Warum erblaßte der Andere? Warum zitterte seine Hand, als er das Glas des trübdunklen Rothweines an seine Lippen führte? Oh, es war ja nicht möglich! Fritz lag ja längst drüben in der Königstadt auf seiner harten Matratze. Wie hätte er auch Champagner springen lassen? — Unsinn!

Horch, da hallt in den kreischenden Gesang der beiden Weiberstimmen das Lallen des Betrunkenen hinein: „Wer nicht liebt Wein, Weib ...." und das juchzende „Bravo! bravo!" der Mädchen.

Es ist eine für einen Kadetten auffallend tiefe Baßstimme — Teufel! was ist das? Fritzens Stimme! — und wie kommt — wie kommt der Junge hierher ....?

Ein Paar Sekunden lang noch horcht Otto mit stieren Augen nach dem Kabinet hinüber. Dann ist er aufgesprungen.

„Fritz, Fritz!" und seine Hand rüttelt den herabgesunkenen Kopf des Betrunkenen. „So höre doch! Komm! Wache auf!" Ein so seltsamer Ton flehender Verzweiflung.

Endlich hebt sich der Kopf schwer wankend empor. In den gläsernen Augen zuckt es. Dann mit einem plötzlichen Ruck, daß der Stuhl nach hinten schlägt, schnellt die kräftige Gestalt empor, fünf Sekunden lang zu einer straff militärischen Haltung zusammengerafft. Der Betrunkene muß den Bruder nicht erkennen und einen seiner gestrengen Vorgesetzten vor sich zu erblicken glauben: „Befehl, Herr Lieutenant!" kommt es häßlich lallend über seine Lippen. Dann knickt der Kopf nach vorn und mit einem abermaligen Ruck bricht die Gestalt wieder zusammen, hart gegen die Wand hinschlagend.

Man muß ihn sofort nach Hause schaffen. Vielleicht kostet ihm die Urlaubsüberschreitung noch nicht gleich den Kragen. Der „arme Junge" ist jedenfalls das Opfer irgend welcher Verführung geworden. Man hat ihn, der nicht viel vertragen kann, betrunken gemacht. Das ist Alles.

Aber die beiden Champagnerflaschen? — „Sind die Dinger da bezahlt?" fragt Otto die Mädchen.

„Alles bezahlt!" ruft die Eine, den Rest eines der Champagnergläser ausnippend.

„Der da, o, der wird gut! Geld hat er, wie ein Amerikaner!" meint die Andere.

Wie so? Fritz soll die Zeche dort bezahlt haben? Woher? ... Nun, nun, es ist Zeit, daß man ihn fortschafft! Es wird sich ja aufklären.

Eine Stunde darauf ist Otto damit beschäftigt, die unbeholfen steife Gestalt auf dem Sopha zur Nacht zu betten. Da klingelt etwas zu

(69, 70, 87 u. a.) durch die Delikatesse der malerischen Behandlung besonders ins Auge fallen. Und von derselben Hand sind jene wunderbaren Charakterköpfe, die Studien zum Krönungsbilde (Nr. 43—58), geschaffen! An jedes einzelne dieser Blätter müßte man eine Besprechung knüpfen, um ihnen gerecht zu werden.

Diesen vollen, reifen Leistungen des vollendeten Genies gegenüber können die frühesten ausgestellten Werke nur ein historisches Interesse beanspruchen, so vortrefflich sie auch sein mögen. Zu diesen rechne ich „Künstlers Erdenwallen“ (158—163), eine Folge von 11 Kompositionen auf 6 Blatt aus dem Jahre 1833, in welchen der jugendliche Menzel die kummer- und hungervolle Laufbahn eines Malers schildert, der erst nach seinem Tode Anerkennung findet. Wenn er sich selbst damit ein Prognostikon stellen wollte, hat er allerdings geirrt.

Besonders schätzenswerth ist es, daß man die Kompositionen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen (261), durch welche Menzel zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und von den Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen wenigstens eine Auswahl ausgestellt hat. Eine Würdigung dieser kleinen, aber meisterlichen Holzschnitte ist schon neulich an dieser Stelle gegeben worden.

Ich beschließe diese Notizen mit dem Wunsche, daß sie diesem oder jenem Anregung geben mögen, die Menzel-Ausstellung zu besuchen. Mehr als der Besuch irgend einer Kunstausstellung muß dieser jedem Kunstsinnigen Genuß bereiten, und nur die Ueberfülle und Mannichfaltigkeit des Gebotenen könnte die ruhige Freude an dem Einzelnen beeinträchtigen.

Musik und Moral.

Von **Heinrich Ehrlich.**

Wenn ein Buch*), das ernsthafte Musikfragen behandelt, in England binnen wenigen Jahren zwanzig Auflagen erreicht, dann muß ihm einiges Verdienst innewohnen; und das Unternehmen einer deutschen Uebersetzung ist ein vollkommen gerechtfertigtes. Musik-Aesthetik wird in Deutschland, wie Moszkowski in der Vorrede sehr treffend bemerkt, fast als ein nationales Monopol betrachtet. Aber es bietet immerhin einiges Interesse, nachzuforschen, wie Musikschriftsteller anderer Nationen theils ihre eigenen Anschauungen darlegen, theils die ihnen aus Deutschland überkommenen Anschauungen nach ihrer Weise verwerthen.

In England haben merkwürdigerweise die Physiologen sich viel mehr mit der Tonkunst beschäftigt, als die Philosophen. Darwin, Spencer, Sully, besonders die beiden letztgenannten, haben lange und gründlich erörternde Studien (Essays) geschrieben über „Ursprung und Thätigkeit der Musik“ (the origin and function of music)**), über die „Erscheinung des Schönen in musikalischer Form“, das „Wesen und die Grenzen des musikalischen Ausdrucks“***). Spencer spricht vom Uebergange aus den ersten Lauten, welche jede Gemüthsbewegung, selbst bei den Thieren, begleiten, aus den Beugungen der menschlichen Stimme bei der Erregung zu den ersten Ursprüngen des Tones und der Musik. Sully — der eine genaue Kenntniß der Werke der großen Meister besitzt — will im Hinweise auf Darwin und Spencer beweisen, daß die Wirkung der Musik in Verbindung zu bringen sei mit einer langen Reihe angestammter (ancestral) Erfahrungen, die vielleicht schon vor der Entwickelung des Menschengeschlechts im thierischen Leben vorhanden gewesen sind u. s. w.

Daß derartige Untersuchungen nur dem Forscher Dankenswerthes bieten, den meisten gebildeten Musik-Dilettanten aber unverständlich bleiben, bedarf keines Beweises; sie sind ja auch nur Vorbersätze eines Schlusses (Prämissen), den Schluß muß sich ein Jeder selbst bilden. Es ist daher leicht erklärlich, daß ein Buch, wie das des Reverend Haweis, eines Geistlichen, binnen kurzer Zeit so außerordentliche Verbreitung fand. Er vermeidet alle physiologischen Seitenwanderungen und versucht, die Eindrücke der Musik auf das reine Seelenleben, auf das ethische Moment zu begründen. Das zeigt schon der englische Titel „Music and Morals“. Er versucht, manche schwierige ästhetische Fragen in populärer, aber edler Sprache dem großen Publikum, besonders den Damen zu erläutern, und es ist ihm manchmal ganz gut gelungen. Seine Betrachtungen über Empfindung und Moral sind lesenswerth; der Anhang „Musik in England“ bietet interessante Aufschlüsse.

Herr Moszkowski hat mit der Redaktion dieses Buches eine schwierige Aufgabe glücklich gelöst; er hat vieles Ueberflüssige oder in Deutschland schon Bekannte beseitigt, und ein gedrungenes, überschtliches Ganze hergestellt. Die Vorrede, in welcher er seine Ansicht, sowie die Gründe darlegt, die ihn zur Herausgabe des Buches bewogen haben, ist ein stilistisches Meisterstück.

Das Buch ist sehr schön ausgestattet und wird allen Dilettanten, die nicht philosophische Forschung, sondern freundliche Anregung suchen, viel Angenehmes bringen.

*) Die Tonkunst und ihre Meister. Aesthetisches, Biographisches und Instrumentales. Mit einem Anhang „Musik in England“. Nach dem englischen Original „Music and Morals“ von Rev. Mr. Haweis. Deutsch von Worthard. Redaktionell bearbeitet und eingeleitet von Alexander Moszkowski. Berlin, Klemannis Verlag.

) Spencer. *) Sully.

Silhouetten aus der Berliner Gesellschaft.

Von

Ulrich Frank. (Nachdruck verboten.)

Die Enthusiastin — der Parvenu.

„Wie war es gestern im „Deutschen Theater“, lieber Freund?“

„Wunderbar, exquisit, göttlich, ich saß neben Frau Louise M., und man urtheilt nur in Superlativen, wenn man neben dieser hübschen Frau sitzt.“

„Ist sie Theaterenthusiastin?“

„Nicht nur, sondern Enthusiastin überhaupt. Die Hyperbel ist ihre Domäne. Es ist unglaublich, was dieses Frauchen an hochgradiger Begeisterung leistet.“

„Hat sie ein so reges Empfindungsleben?“

„Vielleicht, ich will es lieber glauben, als daß sie, wie boshafte Menschen behaupten, hinter diesem ins Unendliche gesteigerten Phrasenreichthum geschickt eine große Oberflächlichkeit verberge. Die Schilderung einer guten Theatervorstellung, eines hübschen Bildes, das Lob einer Freundin, eines Freundes aus ihrem Munde sind die reinen Dithyramben.“

„So ist sie gutmüthig.“

„Unbedingt, denn eine solche Ueberschwänglichkeit der Anerkennung kann nur einem guten Herzen entspringen, auch habe ich sie niemals in so starken Ausdrücken des Hasses oder Tadels sprechen hören, wie in Liebe und Lob, im Gegentheil, sie ist immer milde und beschönigt, was sie an fond nicht billigt. Wenn Fräulein Jürgens als Julia neben dem Romeo Kainz verblaßt zum schemenhaften Mägdelein, so sieht sie darin nicht mangelnde Kraft auf der einen Seite, sondern erdrückende auf der andern. Dieses urgewaltige, hinreißende, jeden Nerv durchzuckende, flammensprühende, antike Erotik athmende, selbstvergessene, überwältigende, sublime, leidenschaftdurchrafte, schmelzende Weichheit hauchende, das Blut in Wallung setzende, den Athem beraubende Spiel — ha, gestatten Sie, daß ich Luft schnappe — diese Naturlaute, dieses unartikulirte Ach und Weh der Sinnlichkeit, dieser himmelaufjauchzende Jubel der Luft . . .“

„Aber lieber Doktor, Sie ersticken am Pathos!“

„Ich, meine Gnädige? Ich habe Ihnen nur gezeigt, wie Frau Louise etwa über Kainz' Romeo spräche . . .“

Geräth sie auch äußerlich in Feuer, wenn sie sich in solchen Uebertreibungen ergeht?“

„Ein wenig, nicht im Verhältnisse zu der übersprudelnden Begeisterung, die sie äußert, obwohl sie etwas lebhafter von Manieren und Bewegungen ist, als man es ladylike findet. Aber sie gefällt, sie ist hübsch, frisch, und manch Einer denkt, ein Strahl dieses grandiosen Wohlwollens könnte auch auf ihn fallen —“

„So hört man ihr geduldig zu —“

„Stets, sie amüsirt entweder, indem man sich innerlich ein wenig über sie belustigt, oder indem man diesem hoch sich thürmenden Wortschwall mit Neugier oder Staunen folgt. Und dann fühlt man ordentlich, wie gut sie es meint! Neulich sagte sie einem jungen Künstler, der zu einigen Hoffnungen berechtigt: Ich habe Ihr herrliches Bild bewundert. Das Clairobscur ist narkotisirend, ich habe es außer bei Rembrandt nur noch bei Menzel von den Neueren wiedergefunden. Die Mache ist vollendet pastos und die Perspektive genial. Ich war hingerissen, ganz begeistert, als ich vor dem Bilde stand, und dann spreche man von Epigonen, dachte ich mir, das sind unsere Jungen, wahre Apostel der Kunst. Welch reiches Talent, welch gigantesker Flug. Das Incarnat des Fleisches steht auf der Höhe jeder Kunstleistung, und die Auffassung des Gegenstandes ist von einer Klarheit und Wahrheit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die fortreißend wirken, dabei eine Plastik, eine Technik. . . . .

„Eine Mystik des Urtheils, die verblüffend ist. Sprechen Sie im Ernst. Sie Boshafter?“

„Vollkommen, wenn ich auch den Wortlaut nicht verbürge.“

„Und was war der Gegenstand des so gerühmten Bildes?“

„Ein junges Mädchen mit zwei halbnackten Kindern von einer Holzveranda herab eine leckere Katzengesellschaft am Milchnapf beobachtend.“

„Ein niedlicher Vorwurf, dann hat sie aber vergessen, etwas von der Thiermalerei in ihrem Panegyrikus anzubringen.“

„Wahrhaftig!“

„Nennen Sie mich nicht hart, lieber Freund, ich glaube, der geistvolle Metternich war es, der gesagt hat, le superlatif est le cachet des sots.“

„O, u gnädigste aller Frauen, nicht so strenge, das lasse ich für meine freundliche, gutmüthige Theaternachbarin nicht gelten, wüßten Sie, wie oft sie erfreut und nützt.“

„Auch nützt?“

„Gewiß, jedesmal z. B. wenn sie mit Herrn B. zusammen ist, der giebt etwas auf ihr Urtheil . . .“

„Wer ist Herr B.?“

„Werde sofort seine Vorstellung besorgen. Herr B. ist untersetzt, etwas kahlköpfig, trägt über seinem Schmerbauch immer eine helle Weste, auf der eine Uhrkette mit unzähligen Berloques prangt, sieht stets unglaublich vergnügt aus, dreht die Daumen in Gesprächspausen, oder wenn er eifrig zuhört, umeinander, lacht beifällig zu Allem, was Andere, und entzückt zu Allem, was er selbst sagt, und nickt stets zustimmend mit dem Kopfe zu einer Meinung, die Jemand äußert, der ein gewisses Prestige besitzt. Er ist niemals seiner eigenen Ansicht, sondern nur derjenigen, die eine angesehene Persönlichkeit vertritt, mit der er gerade zusammentrifft. Wieso sollte er auch, der gute Mann? Es ist noch nicht lange her, daß er sich auf dem Parquet der großstädtischen Gesellschaft bewegt; was er vorher gewesen, hüllt sich in geheimnißvolles Dunkel. Man munkelt allerlei, heute ist er reich. Ob er als Bierbrauer, Viehhändler oder Häuserspekulant sein Vermögen erworben, ist nicht bekannt, aber seine Manieren lassen alle möglichen Deutungen zu, die das Resultat „Parvenu“ ergeben. Er spricht laut und breit, erzählt von seinen Reisen, die sich mit einer Gewissenhaftigkeit an Bädeker anlehnen, welche die Vorzüge dieses Reisehandbuchs ins beste Licht setzen. Er kennt jede Hotelrechnung auswendig und weiß sich des Tages und der Stunde zu erinnern, in der er sie empfangen. Von dem Erfolg, den man mit Trinkgeldern erzielt, kann er Sie stundenlang unterhalten —“

„Wenn ich ihm zuhören wollte!“

„Und er befindet sich über die Trinkgeldfrage auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkt wie Ihering, natürlich, nur weil er ihn nicht kennt.“

„Aber was hat das mit Ihrer Enthusiastin zu thun?“

„Das sollen Sie sogleich erfahren. Er sieht sie mit aller Welt bekannt und schließt daraus, daß sie eine bedeutende Stellung einnimmt. Nun lobt sie den und jenen vor ihm, und da er als regelrechter Parvenu hin und wieder etwas kaufen muß, um seinen Kunstsinn zu dokumentiren, so gelangt auch die Mittelmäßigkeit zu ihrem Rechte und seine „Salons“ schmücken die bewunderungswürdigsten Kunstwerke der Halbheit, die Frau M. in den Himmel erhoben. Junge Künstler unterstützt er, wenn sie gehörig protegirt werden; sein Name fehlt unter keiner Sammelliste, und die öffentliche Wohlthätigkeit zählt ihn zu ihren würdigsten Vertretern; was er von der bescheidenen, geheimen Art des Wohlthuns, die auch ihre Priester hat, hält, weiß man nicht, dagegen flüstert man von Szenen der Hartherzigkeit, die er armen Miethern in seinen in verschiedenen Stadttheilen gelegenen Häusern, gegenüber sich zu Schulden kommen lassen soll. Exmissionen, Retentionsrecht sollen ihm geläufige Begriffe sein, der liebe, behäbige, gute Herr . . .“

„Ich bitte Sie vor allen Dingen, mich in bessere Gesellschaft zu bringen . . . . .“

„Das nächste Mal, meine Verehrteste! Will man die Dinge kennen lernen, wie sie wirklich sind, dann darf man nicht zurückschrecken, kommt's auch mal weniger angenehm!“

„Sie haben Recht!“

„Also nehmen Sie Madame Enthusiastin und Monsieur Parvenu nicht gar zu unfreundlich auf.“

Boden: ein blanker Thaler, der weit hinten in die Ecke rollt. Und bei der nächsten Bewegung des Körpers noch einer, und noch mehrere. Als hätten Ottos Arme die Kraft verloren, so sinken sie vor Schreck taub herab, den trunkenen Körper rücksichtslos dahingleiten lassend. Und die Augen stier und starr auf die Thalerstücke geheftet, die in dem Schein der Kerze am Boden blinken. Was ist? Ist ein Zauber im Werk? Woher hat der Junge . . . .

Plötzlich fahren die Augen von den Thalerstücken empor — ein dummer, ein häßlicher, ein entsetzlicher Gedanke, der wie ein Blitz in ihm aufloht, heißt ihn die Blicke dorthin auf das Cylinderbüreau richten. Ein schmaler, schwarzer Spalt deutet darauf, daß das Pult offen und der Schlüssel steckt. So hat er abzuschließen vergessen — Himmel!

Und auf das Pult losgestürzt und den Deckel aufgerissen! Dort steht das Kästchen, das seine Sparkasse enthält — nicht genau an seiner Stelle. Nur ein Blick hinein, ein konvulsivisches Wühlen der zitternden Hand in dem Golde — und mit einer Geberde des Schauders wird das Kästchen wieder in die Ecke geschoben.

„Ge . . . ge . . . ge“ nein, es will nicht über seine Lippen, das unsäglich widerliche Wort. Und dies fürchterliche „ge . . . ge“ verliert sich in ein wimmerndes Schluchzen heller Verzweiflung.

„Ge . . . ge . . .“ sie sind Alle brav und tüchtig gewesen in der Familie! Sie haben sich Alle tapfer durchs Leben geschlagen. Es kann, kann, kann nicht sein! — der Morgen muß eine Aufklärung bringen.

Einerlei, wie auch die Aufklärung fallen mag — mag sie das Geschehene dem Bruder auch minder häßlich erscheinen lassen — Gott, ein dummer, erzdummer Jungenstreich! — ein Glas über den Durst, die Gelegenheit, die Verlegenheit, seine paar Schulden — einerlei: er soll doch kein Offizier werden, der da! — unauslöschbar bleibt der Fleck an der Ehre des künftigen Offiziers!

O, der gute, brave Vater, der vor der Front sein Leben gelassen — und drei seiner Ahnen, die in den Befreiungskriegen ihr Blut für die heilige Sache dahingegeben! — Fort mit diesem da! Man wird seinen Namen nicht nennen dürfen mit denen der Andern. Ueber Bord mit ihm, dem eigenen Bruder!

Bis zum Morgengrauen rennt er in der Stube auf und ab, grübelnd, dann wieder die Hände ringend; hier die unartikulirten Laute des Jammers, dort die schwülen Athemzüge des Betäubten. Gewiß könnte das Verbrechen ja ein Geheimniß bleiben zwischen den beiden Brüdern. Aber ein Offizier, der von dem andern solches weiß . . . . nein, nein, fort mit ihm! Es würde kein gut thun — er hat sich das Unrecht und die Befähigung zu solchem Stand unwiderruflich verscherzt!

Einmal sitzt er am Pulte nieder, nimmt das Kästchen, schüttet es aus, überzählt die Baarschaft. Ein kurzes, energisches Nicken der Befriedigung: es wird reichen — bis hinüber! Ueber das Meer und hinüber in eine neue, unbekannte Carriere.

Ah, es war das Qualvollste von Allem, den Jungen — immer noch der „arme Junge“ — am Morgen seine Erklärung stottern zu hören, seine Thränen stürzen zu sehen. Er hatte sich angeheitert mit dem Taschengeld, war zurückgekehrt, vielleicht daß er den Bruder fände, um ihm das Geständniß von ein paar Schulden zu machen — Morgen war eine Meldung fällig in der Kompagnie, ob man frei von Schulden wäre. Und da er den Bruder nicht zu Hause fand, und da er das Schreibpult nicht verschlossen fand — nein, nein, er weiß nicht, wie es geschehen — es war ein Griff, und — und —

„Genug! genug!“ nickt der Bruder mit abgekehrtem Gesicht. Eine kleine Weile darauf: „Versprich mir, Fritz, daß Du die Wohnung nicht verlassen willst, bis ich zurück bin, daß Du Nichts thun willst . . .“

Was sollte der Junge thun? — Ah, was er, Otto, vielleicht gethan: nach dem Revolver dort an der Wand gegriffen?

Nach ein paar Stunden war Alles geregelt, Fritzens Entlassung aus dem Kadettenkorps, Otto's Urlaub nach Hamburg. Am zweiten Tage darauf sah man Jemand in eckigem, steifem Civilkostüm gegen einen Taupfosten des Hamburger Hafens gelehnt stehen, mit der einen Hand einen der Eisenringe umkrallend, und mit der andern mechanisch langsam dem Ungeheuer eines Transatlantic nachwinkend, das in einer braunen Dampfwolke dahinkeuchte. Mit einem schweren, schweren Seufzer stieg derselbe Jemand bald darauf ins Eisenbahnkupee. Es war noch das Schlimmste zu vollbringen: der guten, lieben Mama ein Märchen zu berichten, in dem die entsetzliche Silbe „Ge . . . . ge“ keinen Platz hatte.

Von Amerika gab es nur spärliche Nachricht. Die brutale Zucht des amerikanischen Lebens schien eine bessere Wirkung zu thun, als die eiserne des Kadettenkorps. Fritz schien sich tapfer hindurch zu schlagen. Was trieb er? er drückte sich nicht deutlich aus. Man fragt auch nicht nach der Beschäftigung solcher moralisch Deportirten. Genug, daß sie sich aus ihren Makeln herausarbeiten. Man würde den „guten Jungen“ ja auch nicht für immer dort lassen.

Da brach der Krieg aus. Als er schon vor Straßburg lag, erhielt der Batteriechef eine kurze Nachricht: Fritz ist wieder da! Er hat es drüben nicht ausgehalten. Es hat ihm in den Fäusten gezuckt, es hat ihm keine Ruhe gelassen. Der König ruft und das Vaterland ist in Gefahr, und er soll im Yankeeland sitzen und zuschauen? — Fritz ist ein braver Kerl: da kein Geld für die Ueberfahrt vorhanden war, hat er sich als Schiffsjunge verdingt; im Turnen und Klettern war er ja immer besser, als in den Wissenschaften. Man nahm den früheren Kadetten sofort beim ersten besten Regiment, und man ließ ihn auch sofort mit den Andern ausrücken.

Bravo, bravo Fritz! — Und in die Freude über die Nachricht mischte sich eine Spur der Reue: man hatte ihn doch vielleicht zu vorschnell über Bord geworfen! Jetzt wäre er längst Offizier — nun, es ist ja auch das noch nicht verloren. Fritz wird tapfer sein, sich auszeichnen, und Seine Majestät wird noch viele Offiziere nöthig haben, um die entsetzlichen Lücken der Verlustlisten auszufüllen.

„Mein lieber Hauptmann, Ihre Wunden sind nicht eben besser geworden seit gestern,“ sagte am Tage darauf der Oberstabsarzt mit bestürzter Miene zu dem Schwerverwundeten. „Was haben Sie gemacht? Sie haben sich aufgeregt. Ich höre, Ihr Bruder ist gefallen. Mein herzliches Beileid! Ich höre, Sie haben gestern einen langen Brief geschrieben . . . .“

„An meine Mama.“

„Thut mir leid, aber Sie müssen jede derartige Emotion strengstens vermeiden!“

O, man mußte der armen, armen Mama doch ein Wort des Trostes senden! Nicht, daß man ihr die erste Nachricht beibrächte: die furchtbare Liste mit dem lakonischen „t“ war ihm wohl längst zuvorgekommen. Sie ist eine Soldatenfrau und man muß sie aus ihrem Schmerze aufrichten: Fritz ist als der Tapferstes einer auf dem Felde der Ehre für König und Vaterland gefallen! Das klingt so stolz, so erhebend!

Und dann noch ein anderes Trosteswort, das vielleicht eine bessere Wirkung thun wird: es geht mit seiner eigenen Besserung tüchtig vorwärts, bald ist er transportfähig und wird zu seinem Mütterchen eilen.

Er glaubt selbst nicht daran, und die Miene des Oberstabsarztes kann die wachsende Bedenklichkeit immer schwerer verbergen.

Vier Tage darauf war er entschlafen. Der Oberstabsarzt war außer sich. „Es stand alles so gut, da muß die elende Verlustliste . . .“

„Daß mir von jetzt ab kein beschriebener, oder bedruckter Fetzen ohne meine Erlaubniß in die Krankenstuben kommt!“ befahl er in seinem Zorn.

Vom Weihnachts-Büchertisch.

S. v. K. **Karl Stielers „Winter-Idyll“,** von dem in diesen Blättern schon einmal die Rede war, ist nun thatsächlich erschienen. Kein lebendiger Mann schickt es fröhlich hoffend in die Welt, es ist das poetische Vermächtniß eines früh Verwelkten. Und wirklich spricht dies kleine entzückende Werk zu uns wie ein letztes Wort des Dichters, in dem all die sinnige Eigenart seines Wesens sich hold zusammendrängt. Es sind echte Stimmungsbilder, wie sie seinem Herzen entquollen, als er allein in Tegernsee, die stille Winternacht mit seinen träumerischen Erinnerungen belebte. — Keines seiner anderen Werke läßt uns diese vornehme, weiche Dichternatur so klar erkennen, wie das „Winter-Idyll“. Es ist — wie alle Bücher Karl Stielers — in dem kunstsinnigen Verlag von Adolf Bonz in Stuttgart erschienen. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll und gewinnt einen besonderen Reiz durch ein äußerst charakteristisches Portrait des Dichters von Hermann Kaulbach. — Diesen hochdeutschen Gedichten gesellt sich die Herausgabe der gesammelten Dialektgedichte Karl Stielers unter dem, wohl kaum von ihm gewählten Titel: „Drei Buschen“. „Weil's mi freut“, „Habt's a Schneid'?“ und „Um Sunnawend'“, diese drei Bände sind in einem stattlichen Buche vereinigt, das mit mit ganz reizenden, flotten Illustrationen von Hugo Engel geschmückt ist. Der tiefgemüthvolle Humor und die köstliche Schelmerei von Stielers Dialektdichtungen sind weithin bekannt geworden, und gerne hat er auch selbst seine schneidigen Lieder hier und dort vorgetragen. Von seiner warmen, weichen Stimme getragen, drangen die urwüchsigen Verse doppelt überzeugend zum Herzen.

Da drüb'n beim Tiroler
Liegts Wei(b) in der Stub'n,
„Oh mei,“ sagt der Vader,
„Scho wieder an Bub'n!

I brauchet a Dirndl
Ins Haus, — Sakradi —
Grad allweil für'n Kaiser
Und nie was für mi!“

Karl Stieler kannte sein Volk in- und auswendig, seinen kernigen, unverdorbenen Gemüthsreichthum und seine drollige Bärbeißigkeit, die er namentlich in seinen Wirth-Typen köstlich veranschaulicht. Liebe, Politik, Kinder- und Thierleben, Alles spiegelt sich in diesen poetischen Genrebildern. Wer sich frohe Stunden ins Haus zaubern will, der lasse sich die „Drei Buschen“ auf den Weihnachtstisch legen.

G. M. Es ist ein originelles Weihnachtsgeschenk, das uns der Chefredakteur der National-Zeitung Friedrich **Dernburg** mit seinen **„Berliner Geschichten“** (Berlin, Julius Springer) auflegt. Der Leiter eines großen Blattes ist gewiß am besten in der Lage, das zusammenströmende Material an Tagesneuigkeiten, Polizeiberichten ꝛc. zu sichten und zu verarbeiten, und so mag das hübsch ausgestattete Büchelchen als ein wohlgelungener Versuch gelten, nun auch einmal statt des „Feuilletons“ das „Lokale“ zum Fach werden zu lassen. Der Verfasser hat es äußerst geschickt verstanden, gelegentlich sensationelle Gerichtsverhandlungen und Gaunerstückchen der jüngsten Zeit in das lose Gewebe seiner kleinen Geschichten hinüberspielen zu lassen. Als durchgehende Hauptfigur, bald als Erzähler, bald als bloßer Beobachter der Handlung dient der Reporter Schlipphacke, eine hochcharakteristische, zur Bezeichnung der Tendenz des Büchelchens wohl gewählte Gestalt.

g. m. Von dem Verfasser der **Erinnerungen eines deutschen Offiziers** liegt ein neuer Band Erzählungen vor, unter dem Titel: **Wie es war und wurde.** (Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.) In bewußtem Gegensatz wird in der ersten Geschichte „Aus althannoveranischer Zeit“, kleinstaatliche Eigenart zur Zeit der französischen Okkupation geschildert, während in der Erzählung **„An der Grenze“** das Zusammenwachsen von Nord und Süd symbolisch in den Schicksalen mehrerer Familien während des Jahres 1870 dargestellt wird. Die naive Art der Mittheilung kleiner und kleinster Ereignisse, wie sie am Ende des vorigen Jahrhunderts Sitte war, ist in der ersten Erzählung recht geschickt nachgeahmt, in der zweiten stört bisweilen die knappe eigenartige Form. Jedenfalls zeigt sich in dem Vortrag beider Geschichten selbstständige schriftstellerische Eigenart.

♋ Ein höchst reizvolles und originelles Bilderbuch liegt uns in der **„Welt im Kleinen“** (Stuttgart, G. Weise) vor. Es stellt sich die Aufgabe, den Kindern und deren Auge und Verständniß die sie umgebende Welt näher zu bringen, ihnen das Entstehen und Hervorbringen der Dinge des alltäglichen Gebrauchs, des Lebens und Verkehrs, durch die Natur oder die schaffende Menschenhand in laufender Bilder- und Entwicklungsreihe vorzuführen, für welchen Zweck sich die ansprechende Form der Friese von selbst ergab. Eine Reihe hervorragender Künstler wetteiferte hier mit unseren beliebten Jugenddichtern, ein Bilderbuch der edelsten Art zu schaffen, das bestimmt ist, in anmuthiger Wechselwirkung von Bild und Wort den Anschauungs- und Gedankenkreis unserer Kinderwelt zu erweitern und zu veredeln. Die „Welt im Kleinen“ ist so recht ein Buch, geschaffen für den intimen Wechselverkehr zwischen Mutter und Kind, und wird von den Freunden der Schönheit wie von der pädagogischen Welt mit gleicher Freude als eine der anmuthigsten und werthvollsten Gaben dieses Weihnachts-Büchertisches begrüßt werden.

= **Der Mentor,** Notizkalender für Schüler und Schülerinnen für das Jahr 1886, ist soeben als angenehme Weihnachtsgabe im Verlage von H. u. A. Pierer in Altenburg erschienen. Das unserer Schülerwelt sehr willkommene Vademekum enthält auch in dem neuen Jahrgang außer dem üblichen Kalendarium eine Reihe übersichtlicher Tabellen historischen, geographischen und statistischen Inhalts, die das Lernen und Memoriren erheblich erleichtern. Außerdem bietet aber der Mentor wiederum zwei beachtenswerthe Neuerungen, welche dem beliebten Schulkalender unter den Schülern wie deren Eltern neue Freunde und — Käufer zuführen werden. Diesmal wird die allen Knaben und Jünglingen, sowie deren Eltern, Verwandten und Vormündern so große Sorge verursachende Frage erörtert: „Was willst Du werden?“ und in objektiver, umsichtiger Weise die Vorbedingungen und Aussichten in den verschiedenen Berufszweigen zusammengestellt, um die schwierige **Wahl des künftigen Berufs** erleichtern zu helfen. Zum Schluß finden wir in dem Büchlein eine Anzahl vorzüglicher Abbildungen hervorragender Bauten und Kunstwerke des klassischen Alterthums, die das künstlerische Streben einer so weit hinter uns liegenden Zeit veranschaulichen und durch ihre Erklärungen das Verständniß der Schulklassiker erleichtern. Sicherlich wird sich der Mentor durch diese schätzenswerthen Nova bei Lehrenden wie Lernenden noch mehr als bisher einbürgern.

gm. Es ist ein kleiner Trotzkopf, den **A. v. d. Osten** in ihrer Erzählung **„Der erste Preis“** (Hamburg, Verlag von J. F. Richter) von ihren Schwächen geheilt werden läßt. Mit dem naiven Egoismus der begabten angehenden Künstlerin — Nelly malt sehr niedlich — stößt ein junges Mädchen von vierzehn Jahren überall verständnißlos auf die Interessen ihrer Umgebung, denen sie sich niemals anzubequemen weiß. Sie geräth in den Verdacht der Lieblosigkeit und zieht sich eigensinnig immer mehr in sich selbst zurück, bis eine Erzählung ihrer Mutter ihr zum Bewußtsein bringt, daß erst gegenseitige, unter Umständen bis zum Opfer gesteigerte Rücksichtnahme das Leben erträglich macht. Das Ganze ist naiv und mit liebevoller Kleinmalerei erzählt, so daß es nicht verfehlen wird, auf die Gemüther unser Backfischchen einen wohlthuenden, anmuthig belehrenden Eindruck zu machen.

gg. Aus **Ebhardt's Jugendbibliothek** ist wiederum ein neues Werk erschienen. **„Mitten im Leben“,** eine Erzählung für unsere erwachsenen Töchter von **Anna Gnevkow,** betitelt sich das sehr elegant ausgestattete und mit guten Holzschnitten illustrirte Buch der bekannten Erzählerin, die uns in formvollendeter Diktion und trefflich erfundener Fabel eine folgerecht sich entwickelnde, spannende Geschichte aus der poetischen Welt unserer Backfischchen vorführt. Für unsere jungen Mädchen empfiehlt sich das Werk als eine sehr passende, anmuthige und belehrende Weihnachtsgabe.

□ Wieder, wie schon im vorigen Jahre, haben sich Münchens Künstler und Dichter zusammengethan, um unter dem anspruchslosen Titel: **„Bunte Mappe“** (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München) dem deutschen Publikum Proben ihrer Gestaltungskraft darzubieten, die sich wahrhaftig sehen lassen können. Die Großen und die Kleinen von Pinsel und Feder sind mit vorzüglichen Beiträgen vertreten und wer da noch geglaubt hätte, München sei blos die Bierstadt par excellence, der müßte durch die Leistungen dieser „Bunten Mappe“ schnell eines Anderen und Besseren belehrt werden. Namen zu nennen von all den Mitarbeitern an diesem wahrhaft künstlerisch schönen Werke, erscheint unnöthig, da sich Keiner von all den Münchener Jüngern Apoll's ausgeschlossen hat. Man weiß kaum, wem man die Palme zuerkennen soll: den Dichtern oder den Malern, deren Stiftungen zum gemeinsamen Werke in geradezu vollendeter Weise wiedergegeben wurden. Jedenfalls wird diese Münchener „Bunte Mappe“ in jedem Hause willkommen sein, wo noch dem Ideal eine trauliche Heimstätte bereitet ist.

= Prof. **Karl Biedermanns Deutsche Volks- und Kulturgeschichte** von den ältesten Zeiten bis 1871 (Wiesbaden, J. F. Bergmann) ist gerade zur rechten Zeit erschienen. Die Vorzüge dieser übersichtlich zusammenfassenden Darstellung liegen in der klaren, durchsichtigen Erzählung und in der Verwerthung der neuesten quellenmäßigen Forschung. Ueberall folgt der Verfasser den jüngsten Ergebnissen der historischen Wissenschaft, was ganz besonders der Reformationszeit und der Epoche Friedrichs des Großen, für welche beiden Perioden in neuester Zeit so außerordentlich ausgedehnte archivalische Forschungen unternommen sind, zu Gute kommen mußte. Ferner ist die Verwendung des kulturgeschichtlichen Elementes als ein besonderer Schmuck des Buches anzusehen. Nach all dem kann dasselbe ganz besonders als weihnachtliches Festgeschenk für Jung und Alt empfohlen werden und zwar um so mehr, als der Preis des 35 Bogen in sorgfältigster Ausstattung umfassenden Werkes außerordentlich mäßig ist.

♈ **„Moderne Geistesheroen“** betitelt sich das neueste Buch von Dr. **Adolph Kohut,** das im Verlage von Wilhelm Ißleib, Berlin, erschienen ist. Der Sammelband enthält Biographien und Charakteristiken von Du Bois-Reymond, Helmholtz, Staatssekretär v. Stephan, Ministerpräsident v. Tisza, Gabriel Max, Emil Hünten, Max Klein, Gustav Kietz, Gustav Freytag, Fr. Spielhagen, Maurus Jókai, Wilhelm Busch, Adolf Glaser und Johann Meyer. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß sich der Autor nicht nur auf verschiedenen Gebieten umgethan, sondern auch den Begriff „Geistesheros“ nicht allzu ängstlich eingeschränkt hat. In der That ist freundliches Wohlwollen, bei Einigen laute und wohlwollende Bewunderung, der hervorstechende Grundzug dieser Skizzen und Charakterschilderungen, denen man übrigens wohl auch Klarheit der Darstellung, Sachkenntniß und lesbaren, knappen Stil nachrühmen darf.

st. Von der **„Vaterländischen Geschichts- und Unterhaltungs-Bibliothek“**, welche der Verlag von Max Woywod in Breslau herausgiebt, liegen wieder drei Bändchen vor, die von **Oskar Höcker („Märkisch Blut“), Hermann Jahnke („Kurbrandenburg in Afrika“)** und **G. Wunschmann („Der Kommandant von Spandau“)** verfaßt worden sind. Die echt patriotische Tendenz dieser Sammlung läßt dieselbe als ein treffliches Bildungsmittel für die heranwachsende Jugend erscheinen, und die Anerkennung, welche diese Bibliothek namentlich von Seiten der Schulbehörden bereits gefunden, darf als Beweis dafür gelten, daß man ihren erziehlichen Werth erkannt hat.

Et cetera.

R. Der kürzlich verstorbene österreichische Feldmarschalllieutenant **Jovanovics** ist, wie vielleicht Wenigen bekannt sein dürfte, auch einmal unter die Buchhändler gegangen. Es war zur Zeit, als er ein noch wenig bekannter Generalstabsoffizier war und man es liebte, die Angehörigen dieses Standes auf Inspektion in fremde Länder zu schicken. Die Einen traten, wahrscheinlich um in ihren Studien nicht durch die sonst unvermeidlichen Dienstbesuche gestört zu werden, als Handlungsreisende, Weinagenten und dergleichen mehr auf. Jovanovics sollte seine Tour als Kolportage-Buchhändler machen. Anfangs behagte dem jungen Offizier die Geschichte nicht sehr, aber kaum war er ein paar Wochen von Ort zu Ort gewandert, als er auf den Geschmack kam, und dann vertiefte er sich so gewissenhaft in seine neue Rolle, daß er darüber nicht selten sein militärisches Metier vergaß. Er zeigte sich unermüdlich im Anpreisen seiner Waaren, illustrirter Lieferungswerke, Volks- und Schauerromane, und wenn er tagsüber eine hübsche Anzahl Exemplare an den Mann gebracht, fühlte er sich so glücklich, als wäre die Lösung dieser Aufgabe sein eigentliches Lebens. An diese Episode pflegte sich der joviale General noch auf den „Höhen seiner Stellung“ gern zu erinnern, und mit Vorliebe knüpfte er an die Erzählung eine zweite Geschichte, in welcher als Held ein veritabler österreichischer Minister a. D. auftritt und den Jovanovics als Spion im eigenen Lande bald abzuurtheilen in die Lage gekommen wäre. Die ersterwähnte Excellenz machte damals eine kleine Entdeckungsreise die dalmatinische Küste entlang. Schon am Bord des Schiffes lenkte der Herr, den Niemand unter den Passagieren kannte, die Aufmerksamkeit der Schiffsleute auf sich. Er mied allen Verkehr mit der Gesellschaft, saß, den Schlapphut tief in die Stirne gedrückt, an einem einsamen Plätzchen, holte in kurzen Zwischenpausen eine mächtige Skizzenmappe hervor, in die er, wie es schien, merkwürdige Aufzeichnungen machte. Zumal, als man sich den neu okkupirten Provinzen näherte, wurde die Geschichte immer auffälliger, so daß die Schiffspolizei endlich den Fremden zur Ausweisleistung anhielt. Der Verdächtige war sehr entrüstet darüber und wollte sich anfangs zu gar nichts verstehen. Die Weigerung ließ ihn natürlich in einem noch trüberen Lichte erscheinen, bis zufällig der in der Nähe der Küste weilende Jovanovics eintraf und in dem beanstandeten Reisenden und vermuthlichen Spion den ehemaligen Finanzminister Kriegsau erkannte. „In militärischen Angelegenheiten habe ich stets Pech gehabt,“ meinte lächelnd — **Kriegsau.**

* * *

□ Gelegentlich der Beisetzung der sterblichen Hülle **König Alfonsos** im Kloster San Lorenzo wird von einzelnen Blättern die Bemerkung gemacht, es sei noch nicht sicher, in welchem der schwarzen Marmorsärge die Leiche des eben heimgegangenen Monarchen einst ruhen werde. Hierbei ist ein Irrthum untergelaufen. Die Särge der gekrönten Mitglieder der spanischen Königsfamilie sind aus rothgrau-gelbem Marmor, einer gleich groß dem anderen. Sie stehen in der recht engen Gruft neben- und übereinander aufgeschichtet bis zur nicht hohen Decke. In diesem Raume ist überhaupt nur noch für wenige Platz: zuerst wird Maria Christina beigesetzt und auf deren Sarkophag der Alfonsos gestellt. Sämmtliche Sarkophage sind wohl erhalten, nur von dem Philipps II. ist trotz der strengen Aufsicht durch manchen Reisenden ein Stück abgebrochen worden. Die Herzogin von Persigny war nicht wenig stolz darauf, im Jahre 1867 eine solche Reliquie sich angeeignet zu haben.

* * *

rn. Eine **talentvolle** und verwöhnte **Schauspielerin** schickte unlängst aus einer Provinzstadt, in der sie gastirte, an einen Kollegen einen Gastspielbericht, der fast nur in einer Zeichnung bestand. Das flüchtig gekritzelte Bild stellte das Innere des Theaters vor, in welchem unzählige Ratten herumtanzten, und trug die Unterschrift: „Dieser Rebus will besagen, daß keine Katze im Theater war.“

* * *

□ In einer Gesellschaft machte ein alter Herr durch seine Eitelkeit und Geschwätzigkeit sich lächerlich. A. W. v **Schlegel** sagte von ihm: „Senescit et se nescit!“ (Er ist gealtert und kennt sich nicht.)

* * *

= In unserer neulichen Besprechung von **Julius Lohmeyer's** neuestem Weihnachtsbuche ward auch der trefflichen Illustrationen gedacht, die Woldemar Friedrich zu dieser Schrift beigesteuert hat. Unser Referent bedauerte dabei den frühen Tod dieses hochbegabten Künstlers. Wie wir erfahren, ist dieses Bedauern unnöthig gewesen, denn Woldemar Friedrich lebt und lebt sogar in Berlin, wo er seit dem 1. Oktober an Paul Thumann's Stelle an der Akademie wirkt und wo er hoffentlich noch lange zu Nutz und Frommen der Künstlerwelt seines Amtes walten wird. — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß **Max Ring's** Weihnachtsgeschichte „Unterm Tannenbaum“ nicht im Verlage von Waldern, sondern bei Adolf Reinecke in Berlin erschienen ist.

Zwei Genossen.

Eine korsische Weihnachtserinnerung.

Von **Max Brauer.**

Es war im Hotel zu Ajaccio.

Die spärlichen Kerzen unserer Weihnachtscypresse waren ausgebrannt; die monoton heruntergelispelten Lieder, mit denen einige Töchter Albions den heiligen Abend zu feiern gemeint hatten, waren verklungen — kurz, es war leer und still im Saale geworden!

Da konnten wir denn getrost unsere Sessel behaglicher um den Kamin herumrücken, mit dessen verglimmenden Kohlen auch der vor ihm aufgespannte transparentene Weihnachtsgruß „A merry christmas and a happy new-year“ mattroth zu verlöschen anfing. „A merry christmas“ — und ich hatte wenigstens zwei Landsleute an diesem Abend gefunden, an dem man so ungern die heimische Sprache entbehrt, und zwar Landsleute vom deutschesten Schlage. Das waren zwei Prototype deutscher Natur. Gleich in dieser wohlthuenden, wenn auch fast formlosen Offenheit und Ehrlichkeit des Wesens, die so oft stiefmütterlich mit der etwas abgenutzten „deutschen Gemüthlichkeit“ charakterisirt wird, und eins zugleich — neben ihrer schroffen Abneigung gegen allen südlichen Zauber — in einer fast rührenden Sehnsucht nach dem Winter ihrer nordischen Heimath, der sie doch Beide tödtlich in die Brust geschnitten und von sich gestoßen hatte. ... Dem Ersteren, einem Forstamtskandidaten, dessen athletische Knochenhand die frühere Kraftfülle noch ahnen ließ, waren die Orangenhaine zu duftig, die Cypressen zu malerisch; dem Anderen, einem jungen Maler, waren wieder all die prächtigen Farben des südlichen Naturbildes, das ihm lachte, ein Gräuel — das Weiß zu weiß, das Blau zu blau! Statt der Pinien wollten sie Kiefernkusseln, statt des üppigen Cystusbusches spärliches Haidekraut den Golf entlang vor Augen haben! ...

* * *

„So rechte Weihnachten,“ nahm der junge Forstmann nachdenklich das unterbrochene Gespräch auf, „giebt es doch nur bei uns zu Hause! Da muß es Blumen an die Fenster frieren und von den angewärmten Tannenzweigen muß der letzte Schnee ins Zimmer schmelzen. Dann ist es im Herzen warm und dazu — pustet so gemüthlich der Ofen! Wie, lieber Maler?“

„Keine Winterlandschaft — kein Weihnachten,“ gab der Maler zurück, „da ich keinen Schnee sehe, muß ich ihn mir malen; ich habe mich heute mit einer Winterlandschaft beschenkt: Verschneites Haus im Walde, dicker Schnee, fußhoch Schnee! Wenn ich morgen früh aufwache, fällt mein erster Blick auf den Schnee an der Wand — Weihnachtsonntag! ... Kommen Sie morgen, das Bild anzusehen; das wird Ihnen wohlthun! Getheilte Freud' ist halbes Leid! ... Was, mein lieber Waldmensch?“".

Der Waldmensch schaute schier wehmüthig drein, über den Gedanken an ein verschneites Haus im Walde; er dachte an seine Kusseln in Preußen! Ich für meine Person acceptirte dankbar und wanderte in die warme Nacht hinaus.

Der Himmel hatte weihnachtlich all seine unzähligen Sterne angezündet, die ihm zur Verfügung stehen; der Golf lag wie verzaubert in nächtlicher Dunkelheit und seitwärts vom Molo schwamm magisch das Licht einer Laternenreihe über die glatte Wasserfläche. Alles schlief, auch das Meer! So wanderte ich, Märchen träumend, in der weichen Nachtluft den Strand entlang, bis plötzlich die gesammten Glocken der Stadt, den stillen Zauber brechend, die Ankunft Christi einläuteten und mich mahnten, daß es Mitternacht sei! Ich kehrte heim!

Bei meinen Landsleuten war es bereits dunkel. Der Eine träumte, er sei noch ganz klein, und ihm werde wieder einmal bescheert wie vor zwanzig Jahren. Er sang leise murmelnd vor sich hin: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen. Dem Anderen schien es im Schlummer, er liege in einem Hause im Walde und es falle Schnee, dichter Schnee immer an der Wand herunter!

* * *

Am nächsten Nachmittag fand ich unsere beiden Freunde bereits beisammen.

„Seien Sie nicht erstaunt, mein lieber Freund,“ erhob sich der Maler zu mir, als ich eintrat. „Wir sind bereits zur Tagesordnung übergegangen. Drüben hängt das Bild — aber hier giebts noch andere Weihnachten. Getheilte Freud' — seien Sie der Dritte im Bunde! .. Das ist nämlich mein und unseres Waldmenschen Weihnachten,“ setzte er erklärend hinzu, „was Sie hier auf dem Tische sehen — Schätze der Heimath, die heute der Dampfer ausgeschifft hat. Dafür hat eine deutsche Mutter gesorgt: zwei Spickgänse, rosaroth und auf der Zunge zerfließend; Schwarzbrod, süßer als Honigkuchen; Butter, fetter als das goldigste Olivenöl von Nizza, und welcher Schnaps! Alles Forsthaus-Delikatessen! Wir wollen uns wieder einmal einen guten deutschen Tag machen!“

Damit reichte er mir eine Brodschnitte, fingerdick mit Butter belegt, wie er sie selbst vor sich hatte. „Das schmeckt, probiren Sie nur; beliebt eine Cigarre?“ Und so ging er mir tapfer mit gutem Beispiele voran! — Ich konnte mich nicht satt sehen an dieser Szene. Wie den Beiden wohl war! Er hatte etwas Tragikomisches, dieser in Vergessenheit ihres gegenwärtigen Zustandes der Spickgans, dem Schwarzbrod und der Liqueurflasche gegenüber gleichsam gewaltsam extemporirte deutsche Appetit, dessen sich diese beiden leidenden Menschenkinder doch schon lange hatten entwöhnen müssen! Sie wollten eben noch Einmal in ihrer Weise voll ins Leben hineingreifen — ein letzter Ansturm innerer Lebenslust gegen die körperliche Gebrechlichkeit, exaltirter Galgenhumor! Der Waldmensch wußte nicht, wo er vor lauter Vergnüglichkeit mit seinen langen Gliedern hin sollte; seine Augen leuchteten, und in voller Vergessenheit stimmte er schließlich ein lustiges „gaudeamus igitur“ an. Er war ganz bei der Sache, wie ehedem, wenn es gaudeamus galt, in den Augenblicken begeisterten Rausches! „Juvenes dum sumus“ ... wissen Sie was? Ich lasse mir meine Kommersbücher kommen! Wir werden des Abends am Kamin Studentenlieder singen — da sollen die Engländerinnen mit ihrem meckrigen Singsang doch einmal etwas Herzhaftes und Fideles zu hören bekommen! Wie?“ —

„Vergessen Sie nicht, Ihre Flinte und hohen Stiefel mitkommen zu lassen,“ ergänzte der Maler; „nächste Woche geht's auf die Jagd!“

* * *

Es war nach acht Tagen! Ich kam von einem Ausflug ins Innere der Insel zurück. Als ich aus dem Wagen stieg, traf ich den Schreiner, der unten im Erdgeschoß seine offene Werkstatt hielt, damit beschäftigt, vier schwarze, schmale Bretter kunstlos an einander zu klopfen — man nennt solch Ding hier einen Sarg!

„Sie kommen grade recht, Ihren Landsmann zu begraben,“ begrüßte mich der Mann, indem er seinen ellenlangen rothen Shawl fester um die Hüften zog! .. Und wissen Sie, was der noch gestern angestellt hat, der arme Teufel? — Da fällt er auf der Treppe um, wird auf sein Zimmer gebracht, und als er nach einiger Zeit plötzlich die Augen wieder aufschlägt und an seinem Bette zwei fromme, alte Engländerinnen gewahrt, die Eine ihm ein Riechfläschchen, die Andere ein Gebetbuch vorhaltend — da hat er den biederen Alten ins Gesicht gelacht, und die im Hintergrunde wie versteinerte Götzen dreinschauenden Bediensteten hat er angefahren, was das lebende Bild bedeuten sollte? ... Am Morgen aber ist er wirklich todt gewesen, und vor ihm auf dem Bette hat ein Bild gelegen: eine Landschaft mit viel Schnee!“ ..

Am Nachmittag des nächsten Tages, schnell, wie es die korsische Sitte will, trugen wir den Todten draußen auf den Kirchhof, wo sich die röthlichen Berge zum Strande neigen. Der Pfarrer der englischen Kolonie las in seinem barock accentuirten Französisch: „Der du lässest die Menschen sterben gleichwie ein Gras, das da frühe blühet und bald welk wird.“ ... Die Sonne sank purpurn bei den Blutinseln nieder und das Meer war auch schon zur Ruhe gegangen! — —

Den anderen Weihnachtsgenossen fand ich gleichfalls nicht mehr. Er war plötzlich zu allgemeinem Entsetzen mit dem letzten Dampfer davongefahren, kraftlos mitten in den Winter hinein, um — zu Hause begraben zu sein, seinem Wunsche gemäß.

Welchem nun wohler war? Dem Einen unter der Schneedecke seiner preußischen Marschen, dem Andern unter duftenden Rosen am südlichen Meeresgestade? .... „Die Menschen sterben gleichwie ein Gras, das da frühe blühet und bald welk wird. ...“ Sie werden doch alle gleicherweise wieder ein Theil der Welt — und was sind die Entfernungen der Erde vor den Weiten des Weltenraumes und den Zielen des All's?

* * *

Ein stattlicher Tannenbaum strahlt harzduftend inmitten des Weihnachtszimmers, mit Goldflitter behangen und mit schneeiger Watte angeputzt. Ich feiere wieder Christabend — daheim! Und wie ich das so recht traulich empfinde, muß ich lebhaft gedenken der „zwei Genossen“, mit denen ich vor Jahresfrist Weihnachten beging, und ihrer eigenthümlichen deutschen Art! Wie leibhaftig seh' ich sie in der Erinnerung vor dem Kamine sitzen, fast gespenstisch vom Rosaroth des transparentnen „A merry christmas and a happy new-year“ beleuchtet und mich gemahnend der geistigen Freundschaft, die ich zu jener Stunde mit ihnen geschlossen.

— **Zur „Rechenschaft eines Intendanten“** erhalten wir folgende Zuschrift: Sehr geehrter Herr Kollege! Vergönnen Sie einem alten Mitarbeiter Ihres Blattes ein richtigstellendes Wort über den Artikel des Herrn Otto Neumann-Hofer „Die Rechenschaft eines Intendanten“ in Ihrer letzten Nummer. Es wird da mein Buch „Briefe aus der Bretterwelt“ und dann das Neue Tagblatt in einer Weise genannt, die sehr geeignet ist, die Verwechselung hervorzurufen, als stammen die am Schlusse angeführten Aeußerungen über Immermanns „Andreas Hofer“ und Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ von mir oder seien in meinem Blatte erschienen. Beides ist nicht der Fall. Von wem die duftige Parallele von „Mist“ und dem Immermannschen Drama herrührt, weiß ich nicht; von dem pudelnassen Leander aber und der einer Schnupfengefahr ausgesetzten Hero sprach, wie Wehl in seinem Buche ausdrücklich bemerkt und wie auch Herr Neumann-Hofer hätte sagen sollen, das vor Jahren hier erschienene „Museum,“ ein Blatt von so kurzem Bestehen, daß ich nicht begreife, wie man von ihm aus eine generelle Charakterisirung der heutigen hiesigen Presse unternehmen mag. Das hat ganz den Sinn, als ob man heutzutage aus einem der zahllosen, vor etwa einem Jahrzehnt in Berlin aufgetauchten und wieder verschwundenen Unterhaltungsblätter gelegentliche Ausfälle gegen ein Theater citiren und auf Grund derselben der gesammten Berliner Presse das Recht absprechen wollte, in ästhetischen Dingen mitzureden.

Daß mir Herr Neumann-Hofer „unsachliche, hämische Gehässigkeiten“ gegen Wehl vorwirft, mag hingehen; mich tröstet ein anderes Urtheil, das in einem sehr geachteten Blatte — nämlich in Ihrem eigenen — von Max Kayserling im Jahre 1881 erschienen ist und wo, in Uebereinstimmung mit vielen andern, gerade der taktvollen Zurückhaltung des Verfassers der „Briefe aus der Bretterwelt“ das wärmste Lob gespendet wird. Ich finde zufällig noch ein Exemplar der von den Verlegern gesammelten Zeitungsstimmen, und da ist auch die Ihrige vom 18. Juli 1881 angeführt. Ich habe sie auf dem beifolgenden Blatt zu gütiger Mittheilung an den Verfasser der „Rechenschaft eines Intendanten“ angestrichen.

Ich überlasse es Ihnen, hochgeehrter Herr Kollege, aus diesen Zeilen dasjenige zu veröffentlichen, was noch mehr von der gesammten hiesigen Presse, als von mir persönlich ein schiefes Licht zu beseitigen dienen kann, und verharre im vollen Vertrauen auf Ihre Unparteilichkeit

mit größter Hochachtung
Ihr
Adolf Palm.

Einsendungen.

Die Buch- und Kunsthandlung **Max Köstler hier, Schloßplatz 3,** (hinter dem Weihnachtsmarkt), verkauft wegen gänzlicher Aufgabe vieler Artikel diese bedeutend unter dem Selbstkostenpreise und ist somit Gelegenheit geboten, von dem sehr reichhaltigen Lager in illustrirten Prachtwerken, elegant gebundenen Klassikern, Gedichtsammlungen, Jugendschriften, Bilderbüchern und Gesellschafts- und Unterhaltungsspielen für Alt und Jung zu sehr billigem Preise zu Weihnachtspräsenten passende Gegenstände zu erwerben. Dazu kommt eine reichhaltige Auswahl von Kunstblättern jeden Formats, fein gerahmte Oelgemälde von Mark 10 an, eben solche Oeldruckbilder von M. 2,00, gute Stahl- und Kupferstiche von M. 5,00 an. Besonders reichhaltig ist das Lager in Glas-Emaille-Bildern in allen Größen von 50 Pf. an. Wir können unseren Lesern den Besuch des Geschäftes anempfehlen.

In Familien und Freundeskreisen unterhält man sich jetzt eifrigst über das Thema: „Was schenken wir zu Weihnachten?“ Es ist freilich nicht so leicht, in dieser Beziehung das Angenehme mit dem Praktischen zu verbinden. Deshalb verweisen wir den Leser auf das Inserat: „Jeder Mann muß seiner Frau eine gute Wringmaschine anschaffen ꝛc.“ Der in Berlin und weit darüber hinaus bekannte Fabrikant **A. Prasser, Kaiserstraße 44,** liefert Außerordentliches in diesem Genre, und jeden praktischdenkenden Hausherrn machen wir auf dessen Wringmaschinen aufmerksam. Diese sind als ein nützliches und preiswürdiges Weihnachtsgeschenk für jeden Haushalt zu empfehlen.

Nützlichste Weihnachtsgeschenke — Regenschirme u. Sonnenschirme. Regenschirme in haltbarstem Gloria pr. Stück 4, 5, 6 Mk. und höher. **Patentregenschirme** in schwerster Seide pr. Stück 7, 8 u. 9 Mk. und höher, **Regenschirme in echtem Janella** pr. Stück 2, 3, 4 Mk., elegante **Sonnenschirme** und feine **Entoucas** pr. Stück von 3 Mark an. **Sämmtliche Schirme von gediegenster Arbeit sind in reichster Auswahl vorräthig. Zurückgesetzte Regen- u. Sonnenschirme werden mit bedeutendem Verlust verkauft.** Schirmfabrik **Alex Sachs,** K. K. Hoflieferant. Hauptläger in **Berlin: Jerusalemerstraße Nr. 41, Ecke der Krausenstraße,** zweites Lager **Burgstraße Nr. 27,** nahe der Börse, drittes Lager Große Friedrichstraße im **Central-Hotel.** *

Berliner Theater-Repertoire.
Montag, 21. Dezember.

Königliche Schauspiele.
Opernhaus.
Siegfried.
Schauspielhaus.
Narziß.

Deutsches Theater.
Montag: **Der Hexenmeister.**
Dienstag: **Des Meeres und der Liebe Wellen.**

Residenz-Theater.
Montag: Zum 26. Male: **Clara Soleil.** Schwank i. 3 Akt. v. E. Gondinet u. P. Sivrac. Vorher: **Die Schulreiterin.**

Victoria-Theater.
Zum 109. Male: **Messalina.**

Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
Heute u. morgen: **Pariser Leben.**

Wallner-Theater.
Montag: **Unter uns.** Hierauf: **Der Vielgeliebte.**

Walhalla-Operetten-Theater.
Heute u. die folgenden Tage: **„Der Jagdjunker“.** Kom. Op. v. Czibulka.

Kroll's Theater.
Montag. **In den weihnachtlich decorirten Sälen:**
Prinzessin Amaranth.
Anfang d. Concerts 6, d. Vorstellung 7 Uhr. **Donnerstag, den 31. Dezbr. (Sylvester): Grand Bal masqué et paré.** Vormerkungen auf reservirte Logen werden an der Kasse entgegengenommen

Amerikan-Theater.
Neu!!! einst.: **Die Sänger.** Burleske v. **W. u. A. Richter.** Neu! **Fantochetheater** miniat. **Mr. William** v. Edenth. z. Brüssel. Auft. d. Hrn. Emil Neumann, gen. Bliemchen. **Jed. Abend** groß. **Erfolg** v. **Schnabels** Wiener Duetten und **Bendix'** neueste Solonummer. Anfang 7½ Uhr.

Concordia, Friedrichstr. 218.
Mary Banoni, erste Kom. u. Operettensängerin v. Bijou-Theater in New-York. — Vorletz. Auft. d. **Mr. Wainratta,** Drahtseilkönig. — **Brunin,** Grotesk-Komiker. — **Awata,** jap. Jongleur. — **Gesellschaft Leopold,** Akrob. u. Pantom. — **Richards,** Schnellzeichner. — **5 dressirte Gänse.** — **Montag:** Letztes Auftr. d. **Mr. Wainratta. Anfang 7½ Uhr.**

B. Moore's Academy of music.
Heute: **Gala-Vorstellung.**
Auftr. der aus 9 Künstlerinnen bestehenden **Damen-Capelle u. d. neuengagirten Specialitäten.** — Anf. 7 Uhr. Entr. 1 M., 1 Dtzd. Billets 6 M., 3 St. 2 M.
B. Moore, Friedrichstr. 87, an d. Linden

Circus Renz.
Markthallen. Carlstraße.
Montag, den 21. Decbr. 1885, Abends 7 Uhr.
Grosse Vorstellung.
Morg. Gr. Vorstell. **E. Renz,** Dir.

Concert-Haus.
Mannsfeldt - Concert.
Historischer Abend.
Donnerstag, den 31. Decbr. (Sylvester):
Subscriptions-Ball.

Sedan-Panorama
nebst Dioramen
am Bahnhof Alexanderplatz.
von Vorm. 9 bis Nachts 11 Uhr.
Entrée 1 Mark.
Neu: Moltke-Diorama.

Ausstellung
von Werken
Adolf Menzel's
in den Sälen der Königlichen Akademie der Künste
Unter den Linden 38
Täglich geöffnet von 10—3 Uhr, an Sonn- u. Festtagen v. 11—3 Uhr.

Berliner Aquarium,
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis: 1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie: Anthropomorphe Affen, Riesenschlangen, Krokodile, Seepferdchen, Hai- u. Tintenfische, Blumenthiere u. s w.

Der Eigenthümer des Bildes La vierge de l'Incarnation de Raphael, gez. u. dat. 1510, ladet die Kunstfreunde ein, dasselbe im evang. Missionshause, Oranienstr. 106, von 10—4 Uhr bis Donnerstag gratis in Augenschein zu nehmen. Nach vielen emin. Kennern u. Künstlern geruhte S. M. der König der Belgier letzten Montag das Bild zu besichtigen u. seine lebh. Bew. auszusprechen.

National - Panorama,
am Königsplatz,
Die Vertheidigung von Paris.
u. Diorama: Die besiegte Commune.
Nur noch kurze Zeit!
Geöffnet v. Morg. 9 bis z. Dunkelheit. Entree 1 Mk.

Zimmer-Aquarien.
Aqu.-Einsätze ꝛc. aus Tuffstein off. zu Weihnachts-Geschenken billigst. Preisl. gratis. Wiederverk. hohen Rabatt.
Greußen i/Th. **A. Hotze.** *

Hiller und Heine.
Eine Parallele v. G. Karpeles.
Man verlange bei der nächsten Postanstalt, Buch- oder Musikhandlung: Neue Musik-Ztg. IV. Quart. Preis nur **80 Pf.**

Weihnachtsnovität
In England von sensationellem Erfolge.
Die Tonkunst und ihre Meister
Aesthetisches Biographisches Instrumentales
Mit einem Anhang „Musik in England.“
Nach dem Engl.: Music and Morals“
bearbeitet von
Alexander Moszkowski
Preis brosch: 6 M. eleg: geb: 7.50 M.
Erschienen in ca. 20 Lieferungen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie portofrei durch
KLEMANNS-Verlag.
Berlin W. Friedrich str: 178.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf:
Mein Buch.
Mit Randzeichnungen von
C. M. Seyppel,
und faksimilirten Gedichten von
Carmen Sylva.
Preis 12 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt von der Verlagsbuchhandlung.

Als Weihnachtsgabe empfohlen:
Stephan Milows
Deutsche Elegieen. Oktav. Eleg. geb. 3 Mark.
Gedichte. Gesammtausgabe. Oktav. Eleg. geb. 6 Mark.
Wie Herzen lieben. Drei Novellen. Oktav. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.
Verlag:
Adolf Bonz & Comp.,
Stuttgart.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

XX Eingesandt. —
X Für **Gebildete** beiderlei Geschlechts giebt es kaum ein schöneres Festgeschenk, als Ribbach's Kunstgeschichte m. ca. 200 schönen Abbild. M. 15 (in Prachteinb. M. 20) oder Ferd. Schmidt's Weltgeschichte m. Abbildgn. v. Prof. Bleibtreu — in 4 Prachteinb. M. 26 (Ausgabe in 1 Prachteinbande M. 10) oder Nösselt's Mythol. m. Abb. Prachteinb. M. 7,50 Das Nibelungenlied, übers. v. Freytag (Lnbd. M. 4). BesteUebertrag. (Bess. als Simrock!) Parzival, übers. v. Bötticher (Lnbd. M. 4) oder Pröhle, Deutsche Sagen. M. Abb. (Lnbd. M. 5.) Zu haben in allen Buchh.

So eben erschien;
Deutsche
Volks- u. Kulturgeschichte.
Von der Frühzeit bis zur Kaiser-Proclamation 1871.
Von
Dr. Karl Biedermann,
ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.
36 Bog. M. 6. Eleg. geb. M. 7,50.
„Die Geschichte, insbesondere die vaterländische, verdient den Namen einer solchen erst dann, wenn sie **Volksgeschichte** im vollen Sinne des Wortes ist. Sie soll vorzüglich die Rechte, Gewohnheiten, Sitten **des Volkes** entwickeln, soll den Einfluß schildern, welchen die Maßregeln der Regierungen, welchen Handel, Geld, Städte, der Adel, Kriege und Verbindungen mit anderen Staaten auf den **Volkskörper** gehabt haben.“
Eine Volksgeschichte im Sinne dieser Worte Justus Möser's hat Verfasser geben wollen.
Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848 bis 1871. Von **J. Hartmann,** Kgl. Preuß. General-Lieutenant. Zweite Auflage. 2 starke Bde. M. 10,60. Eleg. M. 12,60.
„Ein höchst anziehendes Zeitgemälde in novellistischer Form, gehaltvoll und lehrreich wie ein Geschichtswerk, fesselnd und anziehend wie ein Roman.“
Deutsche Rundschau 1884.
Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Von **J. Hartmann,** Kgl. Preuß. General-Lieutenant. Zweite Aufl. Preis: M. 5,60.
J. F. Bergmann, Verlag,
Wiesbaden.

Weihnachtsmesse des Architekten-Vereins
im Architektenhause, Wilhelmstr. 92/93.
Die Weihnachtsmesse des Architekten-Vereins findet vom 8. — 24. Dezember von 10 — 9 Uhr täglich statt. Eintrittspreis 50 Pfg. pro Person, Familienbillets, 6 Stück für 2 Mark, sind an der Kasse zu haben.
Kyllmann, Königlicher Baurath.

Eröffnet am 17. December!
PANORAMA
Deutscher Kolonien
mit Dioramen.
Gemalt von **Professor L. Braun** und **Hans Petersen**
unter Mithilfe hervorragender Künstler,
SW., Friedrichstr. 236 u. Wilhelmstr. 10.
Kämpfe in Kamerun etc. etc.
im December 1884,
ferner **Dioramen:**
Beschiessung der Heckory-Stadt
durch **Sr. Majestät Schiff Olga,**
sowie Anfahrt des Königs Bell mit Gefolge.
Das Innere einer Handels-Factorei.
Geöffnet von Mrgs. 9 Uhr bis Abds. 11 Uhr
bei elektrischer Beleuchtung.
Entrée 1 Mark.
Militair- und Kinderbillet 0,50 Mk.

Weihnachts-Compositionen:
Weihnachtsabend, Melodie für Klavier v. Otto Hauptmann.
Weihnachtsmorgen, Stimmungsbild f. Klavier v. A. Schultze.
Weihnacht, „Heil'ge Nacht“, Lied für 2 Singstimmen v. W. Heiser.
Weihnachtsstimmung, Andante religioso für Violine und Klavier von G. Gesslein.
Man verlange bei der nächsten Postanstalt, Buch- oder Musikhandlung: Neue Musik-Zeitung IV. Quart. Preis nur **80 Pf.**

Carl Stüber, Crefeld.
Fabrik-Lager anerkannt solider Seidenstoffe
in schwarz, weiß u. farbig. Reiches Sortiment. Einzelne **Roben-Brautkleider** in **weiß u. crême zu Fabrikpreisen.** *
Geeignetes Weihnachts-Geschenk.

Danziger Shag,
ff. geschnitten, Dampffabrikat, offerirt an Wiederverkäufer gegen Cassa pr. Pfd. 40, 50, 70 u. 90 Pf. **Carl Hoppenrath, Danzig.** *

Rococo- Schränke, Commoden, Schreibtische, Polstergarnit., Nippesmöbel jed. Art, antique Porzellane, Delfter Fayencen, Broncekronen, Krüge, alte Stoffe, Gobelins, Oelgemälde etc. bei
Max Wollmann, Königgrätzerstr. 9.

E. Bitte! 1 Pianino, w. neu, Biese, w. a. Sonntags verk. Prinzenstr. 110, I. l.

Passendes Weihnachtsgeschenk.

Eleganter Blumentisch mit Fontaine, immerwährend springend mit **geschliffenem Aquarium.** Diese Fontaine arbeitet **ohne Motor** ꝛc. u. ist nur (wie bei einer Sanduhr) ein 1maliges Ballon-Drehen nöthig! Complett **nur M. 30. Prosp. gratis** in der Fabrik von
E. Fischer, Berlin SW., Belleallianeestr. 81.
Vorzügliche Zeugnisse z. gefl. Verfügung.

Hôtel du Nord,
Dresden, den 23. November 1885, **neu eröffnet.**
Mosczinskystr. 1b., Ecke der Pragerstr., nahe dem Hauptbahnhof.
Geheiztes Treppenhaus, **Bäder, Telephon** und alle Bequemlichkeiten der Neuzeit.
Zimmer von 2 Mark an (incl. **Bedienung** u. **Licht**) n. Tarif.
Pension von 5 Mark an. — **Diners à part** und **Restaurant** zu jeder Tageszeit, sowohl im Garten wie im Hause.
L. Nahke, Besitzer. *

Cotillon und **Carneval-**Gegenstände, komische Mützen, Orden Knallbonbons, Masken, Perrücken, Touren, Attrapen, **Costume** aus Stoff, Bigotphones und alle weiteren Specialitäten empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden. *
Illustrirte deutsche und französische Preiscourante gratis und franco.

Am
Sylvester
den 31. Dezember 1885:
Ziehung
in der Serie gezogener
Braunschweiger 20-Thaler-Loose.
Gewinne Mk.
60,000,
10,800, 6000 etc.
Niete 69 M. zahlbar ohne jeden Abzug.
Original-Stücke à 195 Mk. empfiehlt
Carl Heintze,
Bankgeschäft, Berlin W., Unter den Linden 8. Loose-General-Debit.

Jeder Mann muß seiner Frau
zu Weihnachten eine gute **Wringmaschine** anschaffen, welche der beste Wäscheschoner ist und die nur von mir allein echt zu beziehen sind. Durch den großen Umsatz mit dem kleinsten Nutzen werden diese nach allen Weltgegenden versandt. *
A. Prasser, Berlin, Kaiserstr. 44, Maschinenfabrik.

Verkaufslokale:
Kaiserstr. 44. Schillingstr. 23.
Zimmerstr. 33, an d. Markgrafenstr.
Dresdenerstr. 33 (an der Prinzenstr.).
Artilleriestraße 4c. (Ecke Oranienburgerstraße.)

Die Russische Caviar-Handlung
von
N. Schischin & Sohn,
Hoflieferanten,
Berlin „W.“, Werderstrasse No. 8,
empfiehlt ihren **vorzüglich schönen, grauen grosskörnigen und wenig gesalzenen**
Prima Astrachaner Caviar
wovon fortwährend grosse Tansporte eintreffen.

Nähmaschinen-Fabrik vorm. Frister & Rossmann

Actien-Gesellschaft, Berlin,
empfiehlt ihre als „unübertroffen anerkannten"
Schiffchen-u. Greifer-Maschinen
(Singer-System und Wheeler-Wilson-System)
für Familiengebrauch wie für gewerbliche Zwecke und als Handmaschine.

Unsere auf 500,000 Maschinen gestiegene Gesammtproduktion beweist genügend, dass das Publikum die Vorzüge unseres Fabrikats welches das amerikanische weit überflügelt hat, würdigt. Die im Laufe der letzten Jahre angebrachten **wichtigen Verbesserungen** (patentirt), die Beibehaltung des Princips, nur das **allerbeste Material** zu verwenden, die ausserordentliche **Eleganz der Ausstattung**, unsere **neue Lackirung** (gesetzlich geschützt), der **ruhige und sichere Gang bei geringster Abnutzung** — Alles das erklärt die zunehmende Beliebtheit und den wachsenden Absatz unserer Maschinen. *

Jahresproduktion 60,000 Maschinen. Arbeiterzahl 1000.

Verkaufstellen in Berlin:

Leipzigerstr. 112. Kommandantenstr. 32. Markgrafenstr. 62. Friedrichstr. 9.
Alexanderstr. 65. Chausséestr. 113. Müllerstr. 1. Brunnenstr. 6.
Andreasstr. 77b. Gr. Frankfurterstr. 69. Linienstr. 33. Skalitzerstr. 136.
Charlottenburg: Wilhelmsplatz 1a.

Dieselben gewähren bequeme Ratenzahlungen.

Münchener Kalender

schönstes Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Vorräthig in allen Buch-, Kunst- und Schreibmaterialien-Handlungen. *
Zu beziehen durch: **Philipp Hergl, München.**

Chr. M. Geh.

Beuth-Straße 15,
Ecke Leipziger-Straße
(neben dem Wiener Café) am Spittelmarkt, empf. als **passend. Weihnachtsgeschenk** für Damen: Spirituslampe mit Eisen **nur 75 Pf.**, franz. Stirnhaarnetze Ia. Qual. à 10 Pf. (Dtzd. Mk. 1), Horn- u. Schildpattnadeln v. 5 Pf. an. Ballrosen v. Porzellan (natürl.), für Coiffure u. Robe von 60 Pf. an. Leichner's Fettpuder in allen Sorten. *

W. Hromadka & Jäger,

Fabrikanten der echten Wiener Waffeln,

Unter den Linden 47,

empfehlen zur bevorstehenden Weihnachts- und Sylvesterfeier ihre echten Original Wiener Thee-Waffeln, Carlsbader Oblaten, Eis- u. Dessert-Waffeln, Wiener Patience-Gebäck Ia., sowie Mandel- u. Nuß-Bäckerei; Biscuits für Punsch, Thee, Caffee 2c.; Specialitäten wie: Duchesses, Königs- und Carola-Waffeln, echt Badener Schlagoberst-Caffee-Bonbons. Große Auswahl Schaum- u. Baum-Confecte, Biscuits, Cakes, Knall-Bonbons, Chocoladen, Attrapen und Bonbonnièren. *

Weihnachts-Ausverkauf.

Für den Weihnachts-Ausverkauf in größeren Posten zurückgesetzte Corsets, als da sind:

Patent-Corsets mit garantirt unzerbrechlichen Einlagen und Blanchettes, à M. 1,50, 2,00, 3, 4, 5 und besser in versch. Farben und Stoffen.

Patent-Corsets mit unzerbrechl. Einlagen 2c., Patent-Verschluß (s. Cliché links), also **mit 2 Deutschen Reichs-Patenten prämiirt**, „Muster", à M. 3, 4, 5, 6, 7 u. s. w.

Patent-Corsets mit unzerbrechl. Einlagen und hygienischer Verschnürung, also mit 2 D. R. Pat. prämiirt, das einzige der Gesundheit unschädliche Corset (s. Cliché rechts), à M. 7,50, 8, 9, 10, 11, 12 und eleganter, *

empfiehlt
die **Hygiene-Corset-Fabrik**
von Albert G. Rammoser, Berlin, Breitestr. 31.

A. HEFTER

Königlicher Hoflieferant,
Leipziger Strasse 98,
Rosenthalerstr. 26, Schlosspl. 11, Kommandantenstr. 52,
empfiehlt zum

Weihnachtsfeste

sein **reichhaltiges Lager feiner Fleisch- u. Wurstwaaren** nur eigener Fabrik. Ganz besonders als **Weihnachtsgabe** fein decorirte gefüllte **Kistchen** von 9 bis 100 Mk. sofort zum **Versenden. Strassburger Gänseleber-Pasteten** in Terrinen, nur echte, und **Gänseleber-Trüffelwurst** mit echten **Perigord-Trüffeln,** echte **Rügenwalder, Schiffmann'sche Gänsebrüste. Gothaer Cervelatwurst** in ganzen Würsten à Pfd. 1,20 M. **Braunschweiger Cervelat-** und **Mettwurst. Salami** de **Verona.** Delicate **Schinken,** kleine, ohne Knochen, zum Kochen in Burgunder. **Westfälische** und **Bayonner Blasenschinken** zum Roh-essen. Vorzügl. zartes **Lachsfleisch,** auch in kleinen Stücken zum Versandt. Täglich 2 Mal frisch meine so beliebten **Hefter'schen Wiener** u. **Breslauer Würstchen,** sehr angenehm auch für **Weihnachtswanderer,** da dieselben zu jeder Zeit warm im Laden gleich **probirt** werden können. **Als Specialität** ganz besonders für Hausfrauen: **Kistchen gefüllt** mit **Gothaer** u. **Braunschweiger Dauer-Cervelatwurst** zu En-gros-Preisen.

Offenbach's Geigenkasten,

eine köstliche Humoreske v. Ernst Pasqué mit Illustrationen von Arth. Levin.
Man verlange bei der nächsten Postanstalt, Buch- oder Musikhandlung: Neue Musik-Ztg. IV. Quart. Preis nur **80 Pf.**

Das vorzüglichste Tafelbier

ist das

Münchener Bier

aus der

Berliner Unions-Brauerei.

25 Flaschen 3 Mark.
In Fässern für Wiederverkäufer 21 Mark pro Tonne.
Bestellungen sind direkt an die Brauerei zu richten. *

Königl. Hofbräu-Bier München.

Außer meinem Ausschank habe ich mit besonderer Genehmigung nunmehr auch den Verkauf in Flaschen eingeführt, liefere dasselbe von ½ Liter à 30 Pf. frei Haus resp. Bahn Berlin. Dieses Bier wird seines reichen Malzgehaltes wegen von ärztlichen Autoritäten vielfach empfohlen.

Julius Neumann,
Französischestr. 21, H. d. Germania. Fernsprech-Anschluß 2248.

Die russische Caviar-Handlung

von

Nicolai Schischin,

Berlin W., Friedrichstr. 85a., Ecke Unter den Linden,
empfieht frische Sendung
grau- und grosskörnigen, **wenig gesalzenen**

Prima Astrachaner Caviar,

sowie russ. Carawanen-Thee, Zuckerschoten u. Tafelbouillon.

L. Steinthal,

Buchhandlung.
Berlin C.,
Kurstr. 52,
vis-à-vis der Reichsbank.

Höchster Rabatt.
Billigste Preise.

Auswahlsendungen nach auswärts **franco.**

Prachtwerke. Klassiker. Jugendschriften und **Bilderbücher. Anthologien** und **Sammelwerke. Romane** und **Novellen.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Robert Schumann's Jugendbriefe.

Mitgetheilt von **Clara Schumann.**
Geh. M. 6,—. Eleg. geb. M. 7,—.

Das alleinige Depôt
der weltberühmten Flügel und Pianinos
von **Steinway & Sons** in **New-York**
und die eigenen Fabrikate, Spezialität: Kleine Salonflügel, befinden sich stets zur gefl. Auswahl im Piano-Magazin von
Oskar Agthe,
Pianoforte-Fabrikant, Berlin SW., Wilhelmstr. 11. *

Originelle Neuigkeit.

Soeben erschien im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig:

Theodor Kirchner op. 78.
Die Monate des Jahres (Les mois de l'année),
12 Clavierstücke mit 12 brillant ausgeführten farbigen Bildern (Kindertypen). Elegant cartonnirt. Preis M. 3.—

Diese 12 Clavierstücke gehören unbedingt zu den glücklichsten Schöpfungen **Theodor Kirchner's.** In Verbindung mit der wahrhaft künstlerischen Ausstattung bilden sie eine ebenso geschmackvolle als originelle Bereicherung der musikalischen Geschenk-Literatur, der dieselbe kaum etwas Aehnliches an die Seite zu setzen vermag.
Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Koschat-Album. Band I. u. II. Auswahl d. beliebten Kärntner Lieder componirt von **Thomas Koschat**

Für eine Singstimme mit Pianoforte. Geheft. à M. 3 netto. Gebund à M. 4,50 netto.
Für Pianoforte allein. Geheftet a M. 2 netto. Gebunden a M. 3,25 netto.
Für Zither mit Gesang ad libitum. Geheftet a M. 2 netto.

Koschat-Duett-Album. 15 Kärntner Lieder für zwei Singstimmen m. Pianoforte von **Thomas Koschat.**

In einem Bande. Geheftet M. 3 netto. Gebunden M. 4,50 netto.
Zu beziehen durch jede Musikalien- oder Buchhandlung.

Großer Weihnachts-Ausverkauf!

Wegen gänzlicher Aufgabe verschiedener Artikel verkaufe, soweit Vorrath reicht, **unter d. Selbstkostenpreis Illustr. Prachtwerke, Klassiker,** Gedichtsammlungen, Bilderbücher, **Jugendschriften,** Unterhaltungsspiele. **Feingerahmte** **Oelgemälde** von 10 M. an, **Kupfer- u. Stahlstiche** von 5 M. an, **Oeldruckbilder** von 2 M. an, Photogr. Kunstblätter und Emaillebilder in allen Formaten.

Buch- u. Kunsthandlg. Max Koestler
3. Schloßplatz 3.

Unmusikalisch.

Preisgekrönte Novelle von *
Alex Baron v. Roberts.
Man verlange bei der nächsten Postanstalt, Buch- od. Musikalienhandlung: Neue Musik-Ztg. IV. Quart. Preis (nebst all. Gratisbeilag.) nur **80 Pf.**

Chrestensen's Makart Catalog.

Nützl. Weihnachts-Geschenke.
Gesellschafts-
Oberhemden,
anerkannt vorzüglich im Sitz,
von 3 Mark an.
Kragen u. Manschetten neust. Façons, Damen-, Herren- und Kinderwäsche in großer Auswahl empfiehlt
H. Richter,
Berlin W., Leipzigerstr. 102,
Eckhaus der Friedrichstraße,
Leinen-Lager
und Magazin fertiger Wäsche. *

Brillantbroche

mit grünen echten Smaragden, auch als Collier zu tragen, 700 Thlr. gekostet, ist mit wesentlichem Verlust wegen Todesfall zu verkaufen Lützowstr. 84, I lks. Händler verb.

Socius gewünscht

mit 10—15,000 Thlr. Einlage für eine mech. Bunt-Weberei im flotten Betrieb. Die Einlage soll nur zur Vergrößerung dienen. Offerten unter **J. N. 7680** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Eine Dame v. St. nimmt kl. Mädchen v. 6 Jahren an in Pension und sorgt für ihre spätere Lebensstellung.
Mütt. Pfg. g. Erz.
Frco.-Offerten unter **J. J. 7955** an die Expedition d. Bl.

Eine brave gebild. Familie i. Reichslande wünscht g. einmalige Vergütung ein kleines Kind zu adoptiren. Prima Referenzen. Offert. unt. **J. J. 7884** bef. die Exped. des Berl. Tagebl., Berlin SW.

Verantwortl. Redakteur für den redaktionellen Theil: Dr. Hugo Hornow in Berlin. — Für den Inseratentheil: Paul Rüdiger in Berlin. — Druck u. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.